

Ref. Muckroven

FRODOZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Modenbild nebst Beschreibung. — Gegen die „Frauen-Emancipation“, von Otto Slagau. (Schluß). — Befiederte und unbefiederte Hausthiere, von Karl Müller in Alsfeld. II. Die Nachtigall. — Lieb, von Rudolf Gottschall. — Im Frieden des Klosters, von Elise Polko (mit Illustration). — Die Verhaftung der Herzogin von Berry in Nantes. Historische Episode von George Hill (mit Illustration von Professor Haberlin). — Feuille d'Album, von Franz Bendel. — Wirthschaftsplaudeereien. — Schach-Aufgabe. — Logogryph. — Auflösung des Räthfels Seite 184. — Correspondenz.



Anais Courtois

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Kleid mit Doppelrock von foulard éru mit Frisuren aus gleichem Stoff garnirt. Paletot von schwarzem Grosgrain, mit Köllchen von gleichem Stoff und Seidenfranze besetzt. Hut von englischem Strohgeflecht mit schwarzen Tüll-Scharpes und Rosen. Sonnenschirm von foulard éru.

Figur 2. Kleid mit Doppelrock von abgepaßtem blau und weiß gestreiftem Percal. Der untere Rock ist mit einem breiten Volant von gleichem Stoff ausgestattet. Gürtel und Schärpe vom Stoff des Kleides. Hut von Strohgeflecht mit langer weißer Feder.

Figur 3. Anzug für Mädchen von 8 bis 10 Jahren. Der mit 2 Volants garnirte untere Rock ist von hellgrauem batiste-de-laine, der obere Rock und die Niedertaille sind von blauem batiste-de-laine und mit Seidenfranze garnirt. Mäse von gefaltetem Mull, Schärpe von blauem Taffetbande, Hut von weißem Strohgeflecht mit schwarzem Sammetbande und einem Tuff-Kornblumen ausgestellt.

Figur 4. Kleid mit Doppelrock von grauem poul-de-soie, sackförmiger Paletot von weißem Veloursstoff mit Einfassung, Revers und Knöpfen von rothem Sammet. Hut von italienischem Stroh mit Gaze-Scharpes, einer Sammetseife und Reisherfedern.

Figur 5. Kleid mit Doppelrock von abgepaßter Musselin; die Garnitur bilden Frisuren aus gleichem Stoff. Chemiset und Unterärmel aus Mull. Hut von Strohgeflecht mit Gaze-Scharpes und Rosen.

Gegen die „Frauen-Emancipation“.

Von Otto Glagau.

(Schluß.)

Wir würden Unrecht thun, wollten wir leugnen, daß Herr Mill es mit den Frauen wirklich gut meint. Ein ritterliches Gefühl für die angeblich Schwachen und Unterdrückten lebt in seiner Brust und treibt ihn in den Kampf. Aber sein Ritterthum hat viel von dem des edlen Don Quixote, heiteren Angebens; auch Herr Mill kämpft für eine thörichte Einbildung und schlägt sich dabei gleichfalls mit Windmühlen herum.

Zuvörderst müssen wir zu Ehren der Frauen die Thatfache constatiren, daß, abgesehen von Nordamerika, die Zahl der Emancipationistinnen eine verhältnißmäßig sehr kleine ist; und das selbst in England. Auch Herr Mill ist davon wohl unterrichtet, meint aber, die Frauen wagten sich nicht recht vor, theils aus Schamhaftigkeit, theils aus Furcht vor ihren Tyrannen. Er versucht es auch gar nicht, sein Unternehmen so hinzustellen, als ob dasselbe auf einem allgemeinen Mandat der Frauen beruhe, sondern erklärt im Gegentheil: Man kann nicht erwarten, daß die Frauen selbst sich der Emancipation widmen sollen, bevor nicht eine beträchtliche Anzahl von Männern sich mit ihnen dazu verbündet haben. — Im Großen und Ganzen will also auch die englische Frauenwelt von „Emancipation“ noch nicht viel wissen; wie viel weniger aber die deutsche! Wir wetten, wollte man bei uns die Frauen abstimmen lassen, es würde sich nur ein ganz verschwindender Bruchtheil für die soviel Lärm machende „Emancipation“ erklären. Wo man aber auch abstimmen ließe, man würde überall finden, daß die Emancipationistinnen sich vorwiegend aus solchen Damen recrutiren, die entweder ihren eigentlichen Beruf verfehlt oder doch in der Ehe, und zwar keineswegs ohne ihre Schuld, Schiffbruch gelitten haben.

Trotz alledem sind wir jedoch weit entfernt zu bestreiten, daß die sociale Stellung der Frau in früheren Zeiten eine sehr unterdrückte und ungerechte gewesen ist, daß sie sich inzwischen zwar ungemein gehoben, aber noch immer Manches zu wünschen übrig läßt, sehr wohl einer fortgesetzten Verbesserung fähig ist und solcher sogar bedarf.

Noch immer hat die Frau, namentlich in den niederen Ständen, unter der Härte und Rohheit des Mannes zu leiden, ist sie dem Manne gegenüber in vielen Fällen so gut wie schutzlos, seiner Uebermacht und Willkür preisgegeben; noch immer bieten zahlreiche Ehen ein trübes und geradezu erschreckendes Bild. Aber hier kann kein Gesetz, sondern nur die fortschreitende Bildung und Humanität helfen; und sie wird und muß helfen. Kein Richter darf zwischen Ehegatten treten, es sei denn, daß sie selber ihn anrufen, ein Theil oder beide Theile die Scheidung verlangen. Die Scheidung aber muß erschwert bleiben, wenn auch keineswegs unmöglich gemacht werden; die Ehe muß im Princip für lebenslänglich und unauflöslich gelten, das verlangt der Werth und die Heiligkeit des geschlossenen Bundes.

Noch immer fällt es alleinstehenden und vermögenslosen Frauen auch beim besten Willen und zweifelsohner Befähigung sehr schwer, sich in angemessener Weise ihren Lebensunterhalt zu erwerben, wird weibliche Arbeit sehr gering geschätzt und weit unter ihrem wahren Werth bezahlt, sind Frauen ganz ohne Grund, aus bloßem Vorurtheil von gewissen Berufs- und Erwerbszweigen ausgeschlossen. Hier thut es noth und hier ist es als ein großer Segen zu betrachten, wenn Staat und Gesellschaft den Frauen hilfsbereit entgegenkommen und zu ihren Gunsten Einrichtungen schaffen. Es unterliegt für uns nicht dem geringsten Bedenken, daß man auch Frauen zum Besuch von Akademien, Fach- und Gewerbeschulen zulassen und solche eigens für sie gründen soll, daß man auch Frauen gewisse öffentliche Functionen und Aemter anvertrauen darf.

Aber ein Anderes thut nöthiger und würde noch tausendmal mehr Segen bringen! Wenn nämlich Staat und Gesellschaft und vor allen Dingen die Frauen selber dahin wirken möchten, daß die Zahl solcher Frauen, welche gezwungen sind, ihren Unterhalt zu erwerben, sich um der Existenz willen einem besondern Berufe, nicht ihrem natürlichen, zu widmen, sich fort und fort verringere, allmählig eine verschwindend kleine werde! — Da das weibliche Geschlecht durchaus nicht stärker vertreten ist, als das männliche, so ist die Absicht der Natur zweifellos; aber wie einst im alten Rom, so sehen wir auch bei uns die Ehelosigkeit immer stärker um sich greifen, so daß man schon von einem Zwange durch das Gesetz und von einer Besteuerung der widerpenstigen Jungfrauen gesprochen hat. Doch die Schuld liegt nicht bloß in der Ungunst der socialen Verhältnisse, nicht allein in dem Egoismus der Männer, sondern auch sicher mit an den Frauen selber. Die Männer klagen allgemein über die kostspieligen Bedürfnisse und unverhältnißmäßigen Ansprüche der Frauen; und ihre Scheu vor der Ehe würde sich unbedingt noch steigern, falls das Fieber der „Emancipation“ zu grassiren fortfährt, an Verbreitung und Ausdehnung gewinnen sollte.

Mag die Erziehung und Ausbildung der Frau auch noch mancher Reformen bedürfen, es ist doch die großartigste Besserung, welche je in einem menschlichen Gehirn ausgebüht worden, wenn verlangt wird, Mann und Weib sollen dieselbe Erziehung und Bildung erhalten. Da Beide wegen der Natur ihres Geschlechts ganz verschiedene Zwecke haben, müssen auch die zur Erreichung dieser Zwecke nöthigen Mittel grundverschieden sein. Die Eigenart und Besonderheit der Frau verlangt, weil sie eben andere Bedürfnisse und Fähigkeiten in sich schließt, auch ganz andere Kenntnisse, als die des Mannes sein müssen; und ebenso ist der Frau ein anderes Maß von Kenntnissen und eine andere Methode des Unterrichts nöthig. Sie steht der Natur weit näher und ist in gewisser Hinsicht, namentlich was Gefühl und den von Herrn Mill so mißachteten Instinct betrifft, von Natur weit glücklicher veranlagt, weit reicher ausgestattet, als der Mann. Was der Mann erst mühsam erlernen muß und doch nie vollkommen erlernt, bringt die Frau schon bei der Geburt mit. Was dem Manne erst einen langen Denkproceß kostet, sagt dem Weibe eine Empfindung. Ein junges einfaches Mädchen besitzt nicht selten in ihren Fingerpitzen mehr Wig und Geist, Tact und Erkenntniß, als der gelehrteste Mann in seinem ganzen Kopf. List und Klugheit, Gewandtheit und Anstelligkeit, Grazie und Anmuth sind fast ausschließlich weibliche Tugenden; wogegen gründliche Untersuchungen, strenge Logik, systematische Arbeit der Frau ganz und gar widerstehen. Es heißt Nichts weniger, als die Natur der Frau verkennen und verderben, wenn man sie mit dem gelehrten Ballast versehen will, an dem sogar nicht selten der Mann laborirt; und es ist schon vielfach behauptet worden, daß es eigentlich noch nie gelehrte, sondern nur gelernte Frauen gegeben habe. Jedenfalls hat eine Frau mit all ihrem Wissen noch nie eine große Entdeckung oder Erfindung gemacht.

Ebenso lehrt die Geschichte aller Zeiten und Völker: das Genie, der schöpferische Geist ist entschieden männlichen Geschlechts. Selbst George Sand, eine wirklich große Dichterin und vielleicht die größte, die es überhaupt gegeben, hat in all ihren Romanen doch nie einen eigentlichen Mann schaffen können, ihr Held ist immer ein „Weibmann“. Die Frau empfangt und regt an, der Mann gibt und wird angefeuert. Welch mächtigen ununterbrochenen Einfluß die Frauen überall auf Kunst und Wissenschaft geübt haben, ist kaum zu sagen und zu übersehen. Im Verkehr mit Frauen haben die größten Denker, Dichter und Künstler ihre höchsten Ideen gefaßt; nur im Verkehr mit Frauen, Kopf und Herz erfüllt von Frauenschönheit und ringend um Frauengunst, haben sie ihre unsterblichen Werke geschaffen. Der Mann holt sich das Feuer der Begeisterung von der Frau. „Die Frau schafft den Schöpfer“, sagt der Franzose J. Michelet so unübertrefflich und ruft dann aus: „Was kann man Höheres von ihr verlangen!“

Nicht jeder Beruf, nicht alle öffentlichen Functionen, sogar nur wenige können der Frau freigegeben werden, um ihrer selbst willen wie um des Ganzen willen. Die Frau steht der Natur näher, ist deshalb aber auch mehr an die Natur gebunden, als der Mann — zugleich ihr Vorzug und ihre Schwäche — und schon das macht sie nicht zu jedem Berufe geschickt. Das allgemeine Gefühl, sittliche und praktische Gründe sprechen dagegen, daß eine Frau z. B. als Minister oder Verwaltungsbeamter, Parlamentsmitglied oder Soldat, Richter oder Geschworener, Geistlicher oder Advocat fungiren sollte. Selbst auf dem Throne ist die Frau stets eine Anomalie gewesen und heute wohl nur noch in England möglich, wo das Königthum mehr eine Würde, als eine Macht ist. Das allgemeine Stimmrecht wäre für die Frauen ohne alle praktische Bedeutung, indem es für sie schon ihre Väter und Brüder, Männer und Söhne ausüben, indem sie im Großen und Ganzen doch immer mit diesen stimmen würden. Wie das Volk nicht direct, sondern durch seine Beamten regiert, nicht selber Gesetze gibt, sondern solches seinen Abgeordneten überläßt, so haben die Frauen an ihren männlichen Angehörigen ihre natürlichen Vertreter in socialer wie politischer Hinsicht. Das Stimmrecht würde in den Händen der Frauen nur eine Farce sein; auch ohne Stimmrecht üben die Frauen im Privat- wie im öffentlichen Leben einen Einfluß und eine Macht aus, die ihres Gleichen suchen. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß eigentlich in jeder Ehe die Frau mehr oder minder doch das Regiment führt, und zwar um so sicherer, je weniger es den Anschein hat. Das Thun und Lassen der öffentlichen Charaktere wird nicht zum kleinsten Theile nach dem Willen ihrer Frauen gelenkt; bei allen Reformen und Umwälzungen haben die Frauen fast immer die Hand im Spiele gehabt, sind sie die eifrigsten und mächtigsten Verbündeten gewesen. Was aber dabei herauskommt, wenn die Frauen praktische Politik treiben, das lehren die Favoritenregierungen Frankreichs und Englands, sowie die Schreckensweiber der französischen Revolution.

Nicht einmal die bürgerlichen Gewerbe will man der Frau erschließen, und namentlich erheben sich aus dem Arbeiterstande Stimmen, die dagegen laut und energisch protestiren. — „Brodneid!“ schreien die Emancipationistinnen. — Und wenn es auch nur das wäre, wir würden es ganz natürlich und vernünftig finden. Der Arbeiter fürchtet nicht ohne Grund die Concurrenz der Frau, die die Löhne noch weit mehr herunterdrücken müßte. Aber es ist doch vielleicht noch etwas Anderes und Ebleres: — „Lieber Arbeiter“, spricht J. Michelet in seinem Buche „La femme“, „lieber Arbeiter, befreie, bewahre die Frau vor der Erbärmlichkeit der Facharbeit; nur dann ist es möglich, sie so edel und vornehm zu erhalten, wie sie von Hause aus eigentlich ist. In ihr findest Du, was Dich wieder an Deinen eigenen Adel erinnert. Wenn Du keuchend und von der Arbeit gebrochen nach Hause kommst, so spendet sie Dir, jung und vornehm wie sie ist, den Becher ewiger Jugend, macht Dich mit einem Kusse wieder zum Sohn der Götter.“ — Ist das nicht schön und herrlich gesagt? Aber Michelet geht noch weiter: „Barbarei des Decidents!“ ruft er an einer andern Stelle aus, „die Frau zählt nicht mehr als Spenberin der Liebe, des Glücks für den Mann, noch weniger als Mutter, nein — als Arbeiterin. Als Arbeiterin! Nüchternes schändliches Wort, das keine Sprache jemals hatte, kein Jahrhundert bis zu diesem eisernen Zeitalter verstanden haben würde.“ —

Und bei Gott, Michelet spricht nur zu wahr! Trotz aller Beschränkungen und Hindernisse steht die Frau unter heutigen Verhältnissen doch immer frei und geachtet da; aber wenn sie nach dem Verlangen der Emancipationisten mit dem Manne auch auf den Gebieten des Gewerbes und der Facharbeit concurriren soll, dann würde sie sicher herabsinken — zur Weibgenen, zur Selavin.

Der hauptsächlichste Beruf der Frau wird immer der sein und bleiben, Gattin und Mutter zu werden. Und es gibt keinen

erhabeneren! Er ist geradezu ein heiliger, und deshalb haben meisten Religionen auch die Mutter mit dem Kinde in die Reihe aufgenommen. Wieviel Talent auch eine Frau besitzt, welche hohen Geistes sie immerhin sein mag, sie kann Alles und am besten als Gattin und Mutter gebrauchen, und es ist dann der Welt Nichts davon verloren; nein, gerade dann wird die reichste Frucht tragen. Deshalb ist auch mit der Stellung Gattin und Mutter jeder andere Beruf unvereinbar, ja er stößt gegen die Pflichten der Hausfrau, denn ihr ganzes Leben und Können gehört ihrer Familie. Eine berühmte Frau, die öffentlich wirkende Frau wird als Gattin und Mutter nicht sein können, was die geringste ihrer verheiratheten Schwestern.

Eine berühmte Frau ist selten eine glückliche, eigentlich eine beneidenswerthe. Nur eine Frau, welche auf Liebe und verzichten will oder verzichten muß, kann sich ganz und mit folg der Kunst oder Wissenschaft oder dem öffentlichen Leben men. Was ist aber Ruhm ohne Familienglück!

Und was ist Frauenruhm in den Augen der Männer! Das Geschlecht sucht und schätzt an dem andern, was es nicht selbst besitzt; jedes Geschlecht sieht den höchsten Preis in dem Besitz des andern. Wissen und Ruhm kann der Mann sich selber erwerben, und er schätzt diese Dinge bei einer Frau weit geringer, die Gaben, mit welchen sie Mutter Natur ausgestattet hat, den Augen der Männer steht die berühmteste Frau oft hinter einem hübschen Bauerntöchterchen zurück.

Wir kommen zum Schluß.

Es ist eine Frivolität, wenn man die „Emancipation“ Frauen mit der Aufhebung der Sklaverei und Weibgenenschaft vergleicht. Hier handelte es sich um angeborne Menschenrechte, die will man nichts Angebornes mehr gelten lassen, verlangt die Aufhebung eines Naturgesetzes. Die Emancipationisten wollen nicht das offenkundige Geheimniß der Natur erkennen, nämlich das Menschengeschlecht aus zwei Hälften besteht, die zusammen und in steter Wechselwirkung miteinander ein Ganzes und eine Einheit ausmachen; sie wollen nicht begreifen, daß Mann und Weib sich gegenseitig ergänzen und erziehen sollen. Es ist eine Strömung unserer Zeit, alle Schranken niederreißen, alle Unterschiede und Besonderheiten nivelliren zu wollen; so meinen auch die Emancipationisten, die beiden Geschlechtern velleiren und uniformiren zu können. Nach ihrem Willen fortan nicht mehr Mann und Weib, sondern nur noch Weibmann und Mannweib existiren. Sie ahnen nicht, daß damit das Leben allen Keiz verlieren, aus der Welt alle Poesie verschwinden, die ganze Welt eine einzige Kaserne werden müßte.

Glücklicherweise ist ein Sieg der „Emancipation“ nicht befristet, weil sie ihren Gegner an der Natur und Eigenart der Frauen selber hat. Es ist unmöglich, daß die Frau neben der Ausbildung für ihren natürlichen Beruf auch zugleich noch ein gewerbliche oder wissenschaftliche Ausbildung erhalten kann. Selbst wenn es möglich wäre! Immer würde doch nur ein kann nennenswerther Theil der Frauen in der Lage sein, von der angesprochenen Berufs- und Gewerbebefreiheit Gebrauch zu machen. Genug, die „Emancipation“ ist eine ebenjoch lächerliche und ausführbare Theorie, wie alle anderen Theorien der Communisten und Socialisten.

Indeß hat die „Emancipation“ außer dieser lächerlichen ihre sehr ernste und gefährliche Seite, welche wir nicht verschmähen dürfen, zumal sie die Frauen am nächsten betrifft. Die Consequenz der „Emancipation“ ist nämlich nichts Geringeres als die Aufhebung der Ehe, die Zerstörung der Familie. Herr Mill hat sie nicht ausdrücklich zu ziehen gewagt, aber doch schon angedeutet, indem er sich gelegentlich so vernehmen läßt: „Da im Leben für die Frau Alles darauf ankommt, ein guten Herrn zu finden, so müßte ihr gestattet sein, so lange zu probiren, bis ihr ein solcher zu Theil geworden.“ — „Ich sage nicht, daß ich für sie dies Vorrecht verlange“, fügt er vorsichtig hinzu; aber was Herr Mill noch nicht verlangt, fordern und üben bereits seine Gefinnungsgenossen und Anhänger. Schon haben sich in Amerika socialistische Secten gebildet, die das Princip der „freien Liebe“ proclamiren, theils die Ehegeschlechts überhaupt für unnütz halten, theils eine Ehe nur auf Zeit, als Probe und auf Kündigung eingehen und jedem Theile jedweder die Lösung des nur sehr locker geknüpften Bündnisses gestatten. Desgleichen empfehlen in England wie in Frankreich und Deutschland für Emancipation schwärmende Socialökonomien auf Gründen der Billigkeit und Bequemlichkeit die Errichtung von großen Arbeiterkafernen mit lauter kleinen Wohnzellen, gemeinschaftlichen Schlafsälen und gemeinschaftlicher Küche; sie empfehlen, daß der Staat den Eltern die Kinder nehme, diese auf öffentliche Kosten erziehen lasse und sie dann, je nach ihren Anlagen und ihrer Fähigkeit, einen bestimmten Beruf zu ergreifen zwinge. — Wie man sieht, wollen also die vorgeschrittensten Emancipationisten consequenter Weise weber Etwas von der Ehe noch von dem Familienleben wissen. Das aber wäre, wie hoffentlich kein von unseren Lesern bestreiten wird, die Verwilderung und das Chaos, der Anfang vom Ende!

Wir schließen mit dem Ausspruch, den wir diesem Artikel am liebsten als Ueberschrift gegeben hätten: Die Frauenemancipation ist gegen die Natur und die Würde der Frauen.

Befiederte und unbefiederte Hausthiere.

Von Karl Müller in Alsfeld.

II. Die Nachtigall.

Als Regel der Behandlung der eingefangenen Nachtigall im Frühlahre gilt die Auswahl eines geräumigen Käfigs mit dickem Tuchumwickelten Sitzstangen und besonderen, vom Boden abgehenden getrennten Abtheilungen für die Futter- und Wassernapfchen, in welche gutes Licht von oben einfällt. Hat man es jedoch mit einem hartnäckig die Annahme des Futters verweigenden Individuum bei Mangel an Mehlwürmern und frischgelegten Vogelpuppen zu thun, so erzielt der aufmerksame und sorgfältige Vogelfreund jedenfalls weit eher den gewünschten Erfolg, wenn er den Vogel in ein mit Tuch überzogenes Kästchen setzt, wo dieser den vorgelegten Futter fortwährend dicht vor Augen hat. Unerwartliche Bedingung ist in allen Fällen das Binden der Flügel, welches erst dann gelöst werden dürfen, wenn sich die Nachtigall angeschiedigt hat, die vollständige Menge von Futter zu sich zu nehmen, deren sie zu ihrem Wohlfahrt bedarf. Es gibt indeß Nachtigallen, welche so stürmisch sich betragen und namentlich Nachts

solcher Festigkeit gegen die Leinwanddecke des Käfigs antreten, daß entweder ungesäumte Freilassung oder Beschneidung eines Flügels geboten erscheint. Gebundene Flügel führen sie im Gesang, beschneidene nicht. Man wähne ja nicht, daß ein stürmischer Vogel an einem dunklen Orte sich beruhigen lasse. Ein grünes Tuch vor dem Käfig, ein einjames heimliches Plätzchen, welches zwar nicht unmittelbar, aber doch nahe an einem Fenster sich befindet, sagt der Neigung der Nachtigall am meisten zu. Unbedingt aber halten wir das Hängen oder Stellen des Käfigs außen vor das Fenster nach vollzogener Gewöhnung des Vogels an das täglich für ihn bestimmte Futter in Bezug auf seine Ruhe und sein Wohlfinden für das geeignetste Mittel. Da jedoch der Gesang des Vogels vor allem Andern bestimmend für den Besitzer ist, so muß man sich je nach der individuellen Neigung des Sängers richten, denn der eine will hell, der andere dunkler, der eine in geschlossenem Raum, der andere in freier Luft hängen, wenn er fleißig singen soll. Wieder andere Exemplare lassen sich nur äußerst selten hören, manche gar nicht oder erst nach Verlauf von Wochen einige Male. Es gibt Nachtigallen, welche unter dem Schlaggarn und in dem Säckchen des Fängers einzelne Strophen ihres Gesangs hören lassen. Sie berechnen hinsichtlich des fleißigen Singens in der Gefangenschaft zu den besten Erwartungen. Oft sind sie auch in anderer Beziehung vorzügliche Vögel. Sie sind es gerade vor Andern, die sich leicht an die Gefangenschaft gewöhnen. In den Käfig gebracht, erheben sie ihre Locktöne und ihren Schlag und betragen sich, als wären sie darin daheim. Will der Eigenthümer sie zum Schlagen veranlassen, so braucht er nur ihren Lockton „Mit“ nachzuahmen. Mit diesen Vorzügen ist jedoch nicht immer die lange Dauer der Singzeit verbunden. Es kommt eben bei der Wahl einer Nachtigall so Vieles in Betracht, daß die Ansprüche des Kenners selten nach allen Richtungen hin befriedigt werden können. Fleiß und langes Anhalten im Singen im Laufe des Jahres sind schätzenswerthe Eigenschaften, aber sie verlieren ihren Werth, sobald der Reichtum der Töne, die unterhaltende Abwechslung, der bezaubernde Vortrag fehlt. Was übrigens den geringen Fleiß gewisser Sänger in dem Käfig während des ersten Sommers ihrer Gefangenschaft anlangt, so lehrt die Erfahrung, daß mit der Zunahme des Alters oft die Singzeit des Vogels sich verlängert, und seine Gesangsart gesteigert wird, wie denn überhaupt viele altgefangene Nachtigallen erst nach Jahren ihre Singzeit ausdehnen, und einzelne sogar den größten Theil des Jahres oder beinahe das ganze Jahr hindurch den Gesang pflegen. Hat man also einen vorzüglich schön schlagenden Vogel, so lasse man sich nicht irre machen, wenn er sich vorerst nur selten und niemals anhaltend hören läßt. Der Gang vieler Nachtigallenfreunde, öfters zu wechseln, und die Ungebuld, mit der sie ihre Anforderungen alsbald befriedigt sehen wollen, hat sie schon oft zur Weggabe eines vortrefflichen Schlagers bewogen. In unzähligen Fällen wird dabei der Einfluß der Behandlung übersehen. Wie manche Nachtigall, welche in diesem Jahre im Hause ihres Pflegers hinsichtlich des fleißigen Singens viel zu wünschen übrig läßt, beglückt im darauf folgenden Sommer ihren neuen Pfleger durch unermüdblichen Vortrag.

Grundbedingung des fleißigen Gesangs ist natürlich Gesundheit und Wohlbehagen. Obenan steht neben dem geräumigen Käfig Darreichung geeigneten Futters. Dieses besteht im Sommer bis zur Vollendung der Mauser lediglich aus frischen Ameisenpuppen und einer täglichen Mahlzeit von einigen Mehlwürmern. Letztere sind jedoch in dieser Jahreszeit nicht unbedingt notwendig, ja, sie werden dann nicht selten von der Nachtigall geradezu verschmäht. Im Spätsommer und Herbst reicht man dem Vogel eine kleine Menge von rothen oder auch schwarzen Holunderbeeren. Bei dem Uebergang von dem Sommer zum Winterfutter thut wieder besondere Aufmerksamkeit und Beobachtung des Vogels noth. Gewöhnlich macht man den Anfang mit einer Mischung von $\frac{3}{4}$ frischer Ameisenpuppen und $\frac{1}{4}$ geriebener Mähren. Es dauert aber immer einige Tage, ehe die Mähren mit verzehrt werden. Wer aus Sparlichkeit rüchrichtlich der Ameisenpuppen nicht zu sehen hat, der lasse die Mähren von dem Nachtigallenfutter ganz weg, denn sie werden gerade von der Nachtigall am wenigsten verdaut. Das vorzüglichste Futter besteht für den Winter aus Ameisenpuppen, die durch warme Milch angefeuchtet und aufgeweicht werden, gehacktem abgekochtem Rinderherz und einer zeitweiligen kleinen Beigabe von zerstückeltem gesottem Hühnerfleisch. Stücken von rohem Rinderherz, auch zartem Schweinefleisch verabsolge man dem Vogel wöchentlich ein paar Mal. Sechs bis acht Mehlwürmer, denen der Kopf zuvor eingebrüht werden muß, werden Tag für Tag gereicht. Kann man Spinnen erhalten, so wende man diese als zeitweises Purgirmittel an, auch dürfte das Tränken der Mehlwürmer mit süßem Mandelöl zu gleichem Zweck bei seltener Anwendung zu empfehlen sein, namentlich dann, wenn der Vogel sich dick macht, nicht die gewohnte Menge von Futter verbraucht und den Kopf unter den Flügel steckt. Mindestens alle drei Tage muß der Schieber des Käfigs herausgezogen, und eine neue reine Unterlage bereitet werden. Der Stand des Käfigs sei in gleicher Höhe mit dem Gesicht des aufrecht stehenden Pflegers. Das Wassernäpfchen, das an jedem Morgen frisch gefüllt und möglichst groß sein muß, dient zum Trinken und Baden zugleich. Manche Nachtigallen baden sich jedoch fast nie. Dennoch bleiben sie gesund. Legt man es darauf an, die Nachtigall besonders zahm und zutraulich zu machen, so hat man sich ihr so zu nahen, daß sie nicht überrascht wird und erschrickt. Der Mehlwurm ist ein treffliches Mittel, um rasch an das Ziel zu gelangen. Zuerst wirft man ihn auf den Boden und tritt ein wenig zurück, bis der Vogel herabspringt und, den Schwanz in die Höhe schlagend und verlangend schnalzend, den Wurm aufnimmt; dann geht man weiter und macht den zweiten Versuch, indem man sich weniger fern vom Käfig aufstellt. Später nähert sich der Pfleger immer mehr, hält die Hand an das Gitter, während auf dem Boden des Käfigs der Mehlwurm zappelt, und schließlich nimmt ihn der täglich vertraulicher und argloser werdende Vogel aus den Fingern seines Freundes. Das Mittel des Hungernlassens führt zwar schneller zum Ziel, aber diese Quälerei kann umgangen werden, will man nur die Geduld nicht verlieren. Die Unterscheidungsgabe der Nachtigall und vieler anderer Stubenvögel ist so gut, daß sie den, der sie ihrer Freiheit beraubt hat, genau kennen. Das scharfe Hinsehen nach dem gefangenen Vogel kann ihn allein schon in hohem Grade beunruhigen. Deshalb gewöhnt er sich am leichtesten in die Nähe solcher Personen, welche sich gar nicht um ihn bekümmern und unmerklich ihre Augen nicht auf ihn richten. Spielende Kinder, ruhig sitzende oder auch geschäftig aus- und eingehende Frauen können bald die Nachtigall nicht mehr, und oft ist gerade der sie umgebende Tumult, welcher sie zum Singen anregt. So lange die Singzeit dauert, bleibe der Käfig der frisch eingefangenen

Nachtigall verhängt, und sein Standort ein dem menschlichen Thun und Treiben ziemlich fern gelegener. Sobald sie aber schwicht, werde sie an den Anblick von Menschen, und, wo nöthig, auch von Thieren gewöhnt. Hunde und insbesondere Katzen ängstigen durch ihre Anwesenheit und vorzüglich durch ihre Blicke den armen Vogel so, daß er entweder schon in eine Ecke des Käfigs zurückweicht oder stürmisch zu flattern beginnt. Sehr bald aber weicht auch hierbei die Furcht der Gewohnheit. Jede fremde Erscheinung indessen erregt das Mißtrauen der Gefangenen von neuem. Sie beugt sich vor, als wolle sie sich wie ein Raubvogel zur Wehr setzen; in dieser Stellung bleibt sie eine Zeit lang unbeweglich, bis sie daraus verjagt wird, oder die verdächtige Erscheinung verschwunden ist. Wenn sie recht zahm geworden, und hierzu ist die eine mehr, die andere weniger geneigt, bereitet ihr Weilen und Walten im Käfig ihrem Freunde genügende Unterhaltung. Die freundliche Erregtheit, die sich beim Nähen ihres Pflegers in ihrem Betragen kund gibt, das häufige Aufschmelzen des geschwärtzten Schwanzes, das Neugeln mit schief gehaltenem Köpfchen, das begehrlische Schnalzen, endlich das gierige Ergreifen des dargebrachten Mehlwurms, welches bisweilen von hastigem krähendem Geschrei begleitet wird — alle diese Lebensäußerungen fesseln die Theilnahme des Vogelfreundes sehr. Und wenn an rauhen Wintertagen Stürme brausen, und Schnee und Hagel gegen die Fenster Scheiben prasseln, und es entseigt heimlich der Kehle der Nachtigall zum ersten Mal das süße Lied, welches uns an Mai und Liebe gemahnt, wach ein köstlicher Anhauch von Poesie berührt da unser winterlich ödes Leben! Erst vernehmen wir im zwischnernden Vortrag nur undeutlich die bekannten Strophen, mehr und mehr aber hebt sich mit dem Siege der Tage über die langen Nächte die Weiße klarer heraus, und mit dem Einzug des Lenzes schlägt das volle Lied unserer Königin an unser Ohr. In Allegro und oft auch in Presto folgen die Strophen in innigem Zusammenhang auf einander, immer lauter wird der Schlag, bis seine Stärke uns nöthigt, den Käfig vor das Fenster zu hängen. Dies darf aber nur mit strenger Rücksicht auf die Witterung geschehen. In Gegenden, wo die Spätkälte eine gewöhnliche Erscheinung ist, wartet der Pfleger den Mai ab, in milderen Klimaten unseres deutschen Vaterlandes aber kann man schon in der Mitte des Aprils der Nachtigall den Genuß freier Luft bereiten. Am besten ist es, wenn der Käfig auch Nachts draußen bleibt und seinen Stand da behält, wo wenigstens von 9 Uhr Morgens an bis 4 oder 5 Uhr Abends ihn die Sonnenstrahlen nicht treffen. Ein Schutzgitter gegen den Angriff der Eulen ist unerlässlich, desgleichen ein Regendach. Getöse und Wagengerassel regen sie zum Schlagen an. In den Frühstunden zerhadet viele Nachtigallen die Strophen und springen im Käfig unruhig hin und her, erst mit dem Steigen des Tages singen sie zusammenhängender, andere schlagen gerade von Tagesanbruch an am herrlichsten. Die meisten schlagen Morgens mehr, als Mittags, es gibt aber auch rastlose Sänger, welche sich den ganzen Tag hören lassen und namentlich von Abends 5 Uhr an besonders eifrig sich zeigen. Mit einbrechender Dämmerung begeben sie sich dann zur Ruhe. Sind sie Nachtschläger, so beginnen sie von neuem um 9 oder 11 Uhr. Repetirvögel lassen von Zeit zu Zeit während der Nacht eine Strophe erschallen, vorzugsweise dann, wenn ein Nachtschläger in der Nähe sich befindet, oder der Lockton sie reizt. Diejenigen, welche im Winter gegen das Frühjahr hin bei Kerzenlicht sich vernehmen ließen, schlagen im Mai gewöhnlich auch vor dem Fenster zur Nachtzeit. Gegen das Ende der Gesangszeit erfolgen die Strophen in immer längeren Pausen, und eines Tages verstummt der Schlag ganz. Dies geschieht in den meisten Fällen Ende Juni, wenn nicht schon viel früher. Wenige schlagen bis tief in den Juli hinein. Bei solchen, die lange Jahre in der Gefangenschaft lebten, reicht die Singzeit zuweilen bis in den October hinein. Dann tritt aber auch im Spätherbste erst die Mauser ein. In diesen Fällen wird der Schlag sonderbarer Weise und gegen alle Regel im Hochsommer und Herbst am allerthätigsten und schönsten. Die Witterung der Jahre oder vielmehr der vorherrschende Charakter derselben veranlaßt bessere oder mangelhaftere Leistungen eines und desselben Sängers. Zu heiße Sommer und andererseits zu rauhe, windige Witterung benachtheiligt den Nachtigallengesang. Manche Nachtigallen fangen nach vollendeter Mauser wieder an zu singen und halten noch drei bis vier Wochen mit dem Gesange an. Derselbe klingt aber lange nicht so rein, abgerundet und voll, als derjenige vor der Mauser.

Die Mauser nun ist eine Erscheinung, welche einen bedeutenden Verbrauch von Säften erfordert, und darum muß während derselben die Nachtigall besonders gut gefüttert und gepflegt werden. Mehlwürmer werden nur wenige gegeben, dagegen desto mehr Ameisenpuppen, da diese den Federwechsel vorzugsweise fördern. Aufsuchungen und Ansprüngen mittels laulichen Wassers und Weins leisten in Fällen, wo die Mauser nicht rasch genug von Statten gehen will, treffliche Dienste, allein der Vogel wird durch die Anwendung dieses Mittels unangenehm berührt und erschreckt, weshalb wir es nur selten vornahmen. Flügel- oder Schwanzfedern, die nicht von selbst ausfallen wollen, müssen sofort ausgezogen werden. Dabet sich der Vogel von selbst, so ist dies sehr gut, nur darf er dabei dem Zug und der Kälte nicht ausgelegt sein. Je später die Mauser eintritt, desto gefährlicher ist sie für den Vogel; sie tritt als sehr verspätete Erscheinung meistens als eine förmliche Krankheit auf, die den Vogel sehr anergreift und kraftlos macht. Auch nach der Mauser noch muß die Nachtigall besonders gut gepflegt werden.

Bei aufmerkamer, sorgfältiger Pflege kann die Nachtigall in der Gefangenschaft ein Alter von 8 bis 10, ja in einzelnen uns bekannten Fällen sogar von 12 bis 18 Jahren erreichen. In der Regel aber wird Altersschwäche schon im siebenten oder achten Jahre ihrer Gefangenschaft sichtbar. Man kann freilich nicht bestimmen, wie alt sie zu der Zeit war, als sie der Freiheit beraubt wurde.

Die Nachtigall duldet ihresgleichen ebensowenig wie andere Vögel in ihrem Käfig. Erbitterte Kämpfe entstehen sogleich, wenn man zwei Männchen zusammen bringt. Der Bewohner des Käfigs greift den Eindringling heftig an, und letzterer, der sich im fremden Käfig nicht heimlich fühlt, schießt und weicht den knappenden Schnabelhieben aus. Ihre Unverträglichkeit und neidischen Regungen gibt die Nachtigall auch gegen ihre Nachbarn in andern Käfigen durch schreiende Töne zu erkennen, welche den Zweck haben, die Sänger zum Schweigen zu bringen. Wir sahen eines einft vergeblich über die Ursache des Schweigens einer vortrefflichen Nachtigall nach, bis wir auf den Gedanken kamen, die nachbarliche Sängerin aus der Stube zu entfernen. Noch in derselben Stunde erhob die von der gehafteten Gefährtin Besetzte laut ihre Stimme.

Lied.

Von Rudolf Gottschall.

Empor, empor! Die Fessel zerreißt,
Die Fessel aus Rosen gebunden!
Frei schlägt das Herz, frei athmet der Geist,
Es heilen die schmerzenden Wunden!

Die Wunden heilen, die Welt ist leer,
Kalt starr' ich hinaus ins Weite,
Die süßen Bande, sie drücken nicht mehr,
Doch klopft das Herz, das befreite.

Verunken die Sterne meiner Brust,
Verschollen meine Lieder!
O Knechtschaft voll von Pein und Lust,
O schlag' in Fesseln mich wieder!

[2624]

Im Frieden des Klosters.

Von Elise Polko.

Ein Frühlingstag schaute in die Klosterkirche San Sebastiano zu Venedig. In die offenen Kreuzgänge strömten Duftwellen von zahllosen Blumen und frischen Kräutern, die wilden Rosen im Klosterhofe hatten schon Blätter, die Lacerten spielten im Sonnenlicht auf den breiten Steinen, Schmetterlinge flogen durchs offene Fenster in die Zellen, und die stolze Adria trug einen himmelblauen Mantel mit Gold durchwirkt. Sogar durch die bunten Glasmalereien der Kirche fluthete das Licht und bestreute den Boden wie mit blühenden Edelsteinen. Aber man hatte diesmal auch den Vorhang des sonst allezeit verhüllten Mittelfensters aufgezogen, und durch diese kleinen, farblosen Scheiben brach es mit voller siegender Kraft: der breite Strom traf ein Bild, das man zum ersten Mal dort über dem Altar aufgestellt. Es war eine Madonna von zauberhafter Schönheit, deren zarte Hände das schlafende göttliche Kindlein mit einem Schleier zudeckten; ein Mönch des Klosters, Fra Sebastiano del Piombo, hatte sie gemalt, diese wunderbare Frauengestalt! Die frommen Mönche waren versammelt, und Alle nahm der Zauber des Bildes gefangen. In andächtigen Gruppen schauerten sie sich vor der Meisterschöpfung, bewundernd zu ihr aufschauend und wieder und wieder zu ihr zurückkehrend. Einige knieten sogar nieder, wie überwältigt von dem Ausdruck der halbgesenkten Augen mit den langen Wimpern. Selbst von den Blättern der Gebetbücher richteten sich die Blicke immer von neuem auf diese herrliche Himmelskönigin, die so göttlich und doch zugleich so holdselig irdisch erschien in ihrer süßen mütterlichen Sorge für ihr Kind. Von der leuchtenden Farbenpracht des Bildes redete auch der Führer des blinden Priors, während er den ehrwürdigen Greis sanft zu seinem Sitze geleitete. Aber gerade vor diesem Sitze hatte ein Mönch sich auf den Boden niedergeworfen. Das war kein Gebet, das ihn so die Hände faltete, so die Stirn gegen die steinernen Stufen pressen ließ: verzweifelter Schmerz, ohnmächtiges Ringen, wildes Kämpfen lag in der ganzen Haltung der zusammengebrochenen Gestalt. Deshalb kam es auch wohl, daß der Führer des Priors stehen blieb und mitleidig sagte: „Ehrwürdigster Vater, Fra Sebastiano del Piombo, der Maler des Bildes, liegt hier zu Euren Füßen und bittet um Euren Segen.“

Der Blinde erhob den Kopf; das volle Licht fiel auf ein Antlitz voll himmlischen Friedens, voll erhabener Ruhe, und leise seinen Arm löhend von dem seines Begleiters sprach er: „Friede sei mit Dir, mein Sohn!“ — Dann schritt er langsam vorüber.

Fra Sebastiano blieb unbeweglich liegen, und allmählig verließen die Mönche, Einer nach dem Andern, die Kirche, sie mußten Alle an ihm vorbei. Halb mitleidig, halb erschreckt schauten sie auf ihn nieder: hatten doch die Meisten gekämpft, gerungen, sie kannten diese Stunden rastloser Zerknirschung, aber sie wußten auch, daß sie vorübergehen würden, vorübergehen mußten.

Träumen gleich zog es an ihm vorüber, als er so lag, der Maler des Madonnenbildes; er wußt es nicht, daß die Brüder ihn allein ließen in der stillen Klosterkirche. Wie weiter waren die ersten Bilder, die er sah: sich selber als fröhlichen Knaben zu den Füßen einer schönen Mutter, ihrem Lautenspiel lauschend, oder auf den Knien eines zärtlichen Vaters. Er hörte die süße Stimme der Mutter, wenn sie ihm feurige und reizende Weisen sang, und wurde gar bald ihr eifriger und gelehriger Schüler. Später unterwies ihn der vortreffliche Vendolotto, Capellmeister von San Marco, in der Kunst des Lautenspiels und Gesanges, und die Fortschritte des jungen Sebastiano Lucciani waren staunenswerth. Die Frauen wußten kaum, was sie hübscher an ihm fanden, seine feurigen Augen oder seine weiche Stimme. Zugleich aber entdeckte man ein wunderbares Malerantel in ihm; der greise Giovanni Bellini führte ihn in die strahlende Welt der Farben ein und empfahl ihm dem großen Giorgione. Wie oft hatte Lucciani in dem Hause dieses seines Lehrmeisters entzückende Abende verlebt, als das schöne Urbild der berühmten Lautenschlägerin daselbst noch als Hausfrau schaltete und waltete. Der Entführer dieses reizenden Geschöpfes, der hübsche Pietro Luzzi, oder Sebastiano spielten dann die Laute oder sangen, auch fand sich zuweilen der gefeierte Sänger Uretto dort ein und ließ seine Wunderstimme ertönen. . . . Dann kamen erstere Traum-bilder: Giorgione in finsternen Gram verunken, sein Weib entflohen mit Pietro und endlich voll Reue zu ihm zurückkehrend, aber — mit der Pest behaftet und ihn mit ihrem letzten Kusse nach sich ziehend ins Grab.

Immer unaufhaltamer drängten sich nun die Bilder: die Gigantengestalt Michel Angelo's tauchte auf, zu dessen Füßen er sich wieder fand. Der Meister bediente sich des Pinsels seines neuen Schülers, um gegen die Farbenpracht Rafael's anzukämpfen, die wie die Sonne die Welt durchglühte. Die Bilder Lucciani's zeigten in der That einen seltenen Farbenreiz. Gar bald wandte der junge Günstling der Frauen sich von den Heiligenbildern dem Portrait zu, und diese Portraits erregten ein ungeheures Aufsehen, besonders als die madonnenleiche Schönheit der berühmten Vittoria Colonna, Italiens größter Dichterin, von seinem Pinsel in der bewundernswürdigsten Weise verewigt

[2615]

wurde. Es waren Tage des Ruhms, des Sonnenscheins und des Lebensgenusses, die nun an ihm vorüberzogen; die bedeutendsten und vornehmsten Männer, die lieblichsten und stolzesten Frauen wollten von ihm gemalt sein. Man berief den Maler von Venedig nach Florenz, Rom, Neapel, und alle Welt staunte über die Feinheit und Wahrheit der Köpfe, über den Reiz der Hände und über die technische Vollendung in der Behandlung der Nebendinge, der Stoffe, des Goldes, des Schmuckes und der Zierrathen.

Doch trotz dieses Lebens voll Herrlichkeit war das Herz Ucciani's unberührt geblieben von dem Gefühl der Liebe, und seine frischen Lippen verspotteten in so fecker Weise ihre Macht, daß gar mancher schöne Mund ihm schwere Strafe prophezeite.

„Eine glückliche Liebe, wie langweilig!“ sagte er oft scherzend, „ich erlese mir von den Heiligen eine unglückliche.“ Da geschah es denn, daß der Cardinal Hippolit von Medici ihm den Auftrag gab, jene Frau zu malen, die das Verhängniß seines Lebens werden sollte, die Gemahlin des Bespasio Colonna, Giulia Gonzaga.

„Ich weiß, Ihr seid besonnen und kalt gegen Frauen-schönheit,“ hatte sein hoher Gönner ihm gesagt, „deshalb wählte ich Euch, diese schönste Frau der Erde zu malen.“

Die schöne Helena der Trojaner schien wieder lebendig geworden zu sein in der Gestalt der Gonzaga, man nannte sie ein Wunder. Nicht nur die Dichter ihres Vaterlandes besangen ihre sinnverwirrende Schönheit in Canzonen und Sonetten, selbst bis zu den deutschen Minnesängern und französischen Troubadouren drang der Ruhm dieser tadellosen Erscheinung. Aber es gab kein Bild von ihr. Die schönste Frau Italiens hatte standhaft sich geweigert, einem Maler zu sitzen, und Niemand vermochte die Gründe jener seltsamen Abneigung, ihr Bild in Farben entstehen zu sehen, anzugeben, vielleicht die Gefeierte selber nicht. Der Cardinal Medici, der eine hoffnungslose Leidenschaft für die Zauberin im Herzen trug, wünschte sich um jeden Preis ein Portrait von ihr zu verschaffen und entwarf mit Sebastiano Ucciani den Plan, seinen Wunsch selbst gegen den Willen Julia's sich zu erfüllen.

Colonna's Gemahlin liebte die Musik über Alles, sie war die einzige Leidenschaft ihres Lebens, und es war daher leicht für einen guten Sänger und Musiker, in ihren Hofstaat aufgenommen zu werden. Sie hatte sich damals auf ihr Schloß Fondi zurückgezogen, wohin denn der junge Maler auch ohne Verzug, wohl ausstattet von seinem Gönner, aufbrach, um als Lautenpieler in ihren Dienst zu treten.

Dieser Traum, der ihn allmächtig, nach Jahren der Dual und Einsamkeit, immer und immer wieder in die duftenden Gärten dieses Paradieses trug, wo ein lebendig gewordenes Götterbild ihm entgegen getreten war, um ihn glücklich und elend für alle Zeiten werden zu lassen, jenen Büßenden dort auf den Knien!

Wie er noch den Klang ihrer Worte hörte, wenn sie ihn gütig ermunterte, seine Lieder vor ihr zu singen und seine Weisen zu spielen, und wie beim Singen die Stimme erstarb vor der tiefen Bewegung des Herzens! Aber während all dieser Momente nahm die Künstlerseele das Wunderbild in sich auf, und die Liebe führte den Pinsel: aus der Erinnerung malte Sebastiano in einsamen Stunden auf dem Schlosse Fondi die schönste Frau seines Vaterlandes.

Einen Monat nur war es ihm vergönnt, in dem Lichte ihrer Augen zu leben, dann führte Colonna seine Gemahlin nach Neapel. Der junge Sänger wurde „bis auf Weiteres“ entlassen. Da kam ein Tag, wo der Unselige vor der Zauberin auf die Kniee sank und ihr Alles gestand, den Betrug, den er gespielt, die Leidenschaft, die ihn erfaßt, und mit dieser Beichte zugleich jenes Bild enthüllte, das er in Schmerz und Glück heimlich gemalt.

In hinreißendem Farbensmelz tauchte der unvergleichlich schöne Kopf auf, lichte Gewänder verhüllten die prachtvolle Gestalt, aber Julia Gonzaga wandte sich in tiefer Bewegung von dem Bilde und von dem Knieen ab.

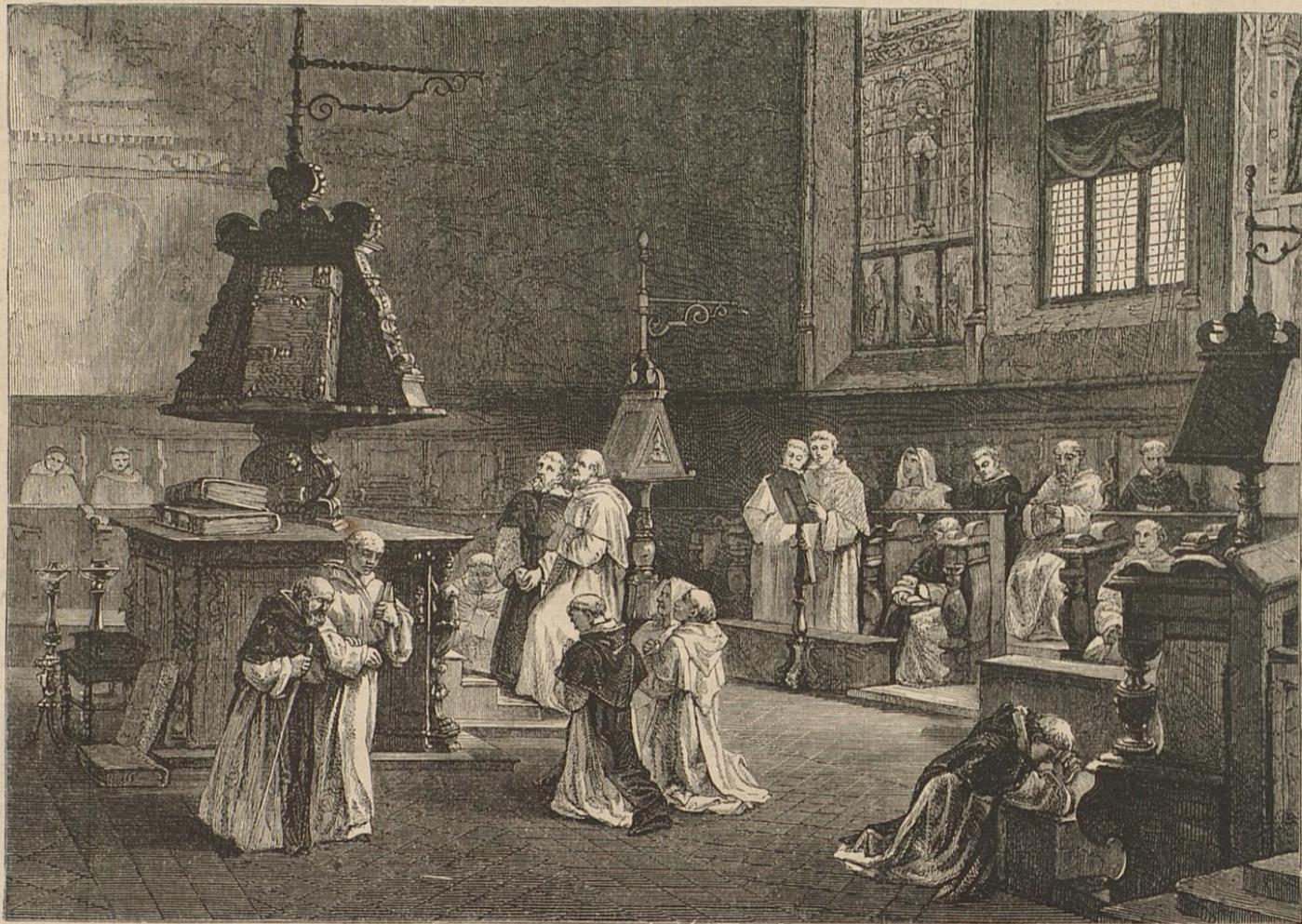
„Ihr habt mir sehr wehe gethan, Sebastiano Ucciani,“ sagte sie leise, „ich darf nun nicht mehr an Euch denken. Lebt wohl für immer! Nehmt das Bild; ich will es nie wieder sehen, und auch ihn nicht, der es gemalt.“

Als Ucciani zum Cardinal zurückkehrte, überreichte er ihm das farbenfrische Bildniß einer Frau, welche, in fantastischer Tracht, wie zu einem Maskenball geschmückt ist und vor sich ein Schmuckkästchen hat, nach welchem die weißen Hände eben greifen. Aber der lebenswürdige Kunstfreund war zum ersten Mal unzufrieden mit der Arbeit seines Schützlings. „Es ist eben nur eine Lehnlichkeit da,“ sagte er, „aber es ist nimmermehr ein Bildniß der Bezaubernden! Wie mag es kommen, daß Ihr sie nicht besser getroffen?“

„Weil die Hand eines Lügners und Betrügers nicht werth war, die Fülle von Licht und Glanz festzuhalten,“ antwortete der Maler finster.

Ach — er hüfte sie schwer, diese Lüge! Das Bild, das er verbarg und hütete, war sein höchster Schatz und seine höchste Dual zugleich. Seine Augen sahen sich nicht satt an diesen Linien und Formen, und doch war dies Abbild, er sagte sich's tausendmal, nur ein armer Schatten im Vergleich zu der lebensvollen, zauberhaften Wirklichkeit.

Da war ihm denn geworden, was er so frevelhaft erbeten, eine unglückliche Liebe; da trug er sie mit sich herum, diese Sehnsucht ohne Ende, diese verzehrende Pein. Es war vergebens, daß der junge Maler sich seiner Kunst mit voller Hingebung in die Arme warf und in der angestrengtesten Arbeit das Vergessen suchte, vergebens, daß er fortan nur Männerköpfe malte und Scenen aus dem Leben der Heiligen, in denen keine Frauengestalt auftrat, vergebens, daß er sich in ein tolles Leben stürzte und der wildeste erchien unter den wilden Genossen. Jedem wußten Tage folgte eine Nacht, wo er in Qualen der Reue sich vor dem Bilde der Geliebten, Unerreichbaren niederwarf. In diesem steten Kampfe geschah das Unerhörte, das in ganz Italien Aufsehen erregte: Sebastiano Ucciani wurde Mönch, er flüchtete sich mit seinem blutenden Herzen in das Dunkel eines Klosters. Vorher aber trennte er sich von dem Bilde der Urheberin seiner Schmerzen. In einem Anfall zorniger Verzweiflung packte er das Portrait der Julia Gonzaga in eine Kiste, trug sein heißgeliebtes Kleinod mitten in der Nacht auf die Piazzetta und setzte es dort unter den Arkaden nieder. Ohne einen Finder abzuwarten, lief er an die Pforte des nächsten Klosters, begehrte Einlaß und meldete sich zum Noviziat. Jahrelang lebte er dort und malte nur Märtyrer, machte auch viele Reisen nach Rom, Florenz, Bologna und siedelte endlich ganz nach Rom über, wo Papst Clemens mit der Stelle eines Siegelbewahrers seine Verdienste



Im Frieden des Klosters.

belohnte. Bei dem Scheiden aus dem Kloster in Venedig war es, daß er den frommen Brüdern jene Madonna gemalt. Es war der erste Frauentopf nach dem Bildniß der Julia Gonzaga. Ach, die gesenkten, wunderbaren Augen der Himmelskönigin, die alle Beschauer so entzückten, waren die der Unvergeßlichen, und als jenes Bild in der Klosterkirche aufgestellt wurde, und Alle den Maler glücklich priesen, der solche Herrlichkeit geschaffen, da fühlte er sich gebrochener, denn je. Als er auf die Kniee stürzte, mit dem Aufschrei nach Frieden, stiegen sie mit verdoppelter Gewalt vor seiner Seele auf, alle jene berauschenden Erinnerungen. Er fühlte: sie ließen sich nicht tödten; selbst die heilige Stätte vermochte ihm das Eine nicht zu geben — das Vergessen. [2023]

Die Verhaftung der Herzogin von Berry zu Nantes.

(Maria Karolina Herzogin von Berry, gestorben am 16. April 1870.)

Historische Episode von George Hill.

Es war ein nebeliger Sommermorgen. Die Sonne kämpfte mit den Dünsten, welche aus den Niederungen aufstiegen, der Himmel hatte eine braunrothe Färbung angenommen, jene seltsame Mischung von Dunst, Staub und Lichteffecten, welche nach den Wetterkundigen einen heißen Tag verkündigt. Deshalb schienen alle die Landleute, welche aus der Chaussee von Paimboeuf nach Nantes zogen, sich zu beeilen. Sie wollten noch vor dem Eintritt der großen Hitze in der Stadt sein. Unter der Menge, die gruppenweis, lustig plaudernd oder singend marschirte, ritt und fuhr, konnte man zwei Bäuerinnen bemerken, deren

Augen fortwährend die Gegenstände u. d. Personen beobachteten. Diese Landmädchen waren wie alle ihres Gleichen mit wollenen Röcken, hohen blauen Schürzen und Jacken mit weiten Ärmeln bekleidet. Wer die Beiden aber ein wenig genauer gemerkt hätte, würde bald gesehen haben, daß ihre feinen Gestalten, Hände und der Teint sich wesentlich von denen der anderen Bäuerinnen unterschieden — die plumpe Bekleidung der durch sogenannte Sabots, große, in Eins geschnittene Holzschuhe fehlte zwar auch nicht, aber ein scharfer Beobachter muß entdecken, daß die Mädchen nicht recht in diesen plumpen Schuhen gehen konnten, es waren zwei ganz absonderliche Bäuerinnen. „Stella,“ sagte endlich leise die Eine von Beiden, „ich kann nicht weiter. Diese abscheulichen Klöße an den Beinen hemmen mich sehr.“ Ohne die Antwort ihrer Begleiterin abzuwarten, ließ sie sich am Rande eines Grabens nieder, zog die schweren Holzschuhe, die groben Strümpfe aus und begann sich wieder Marisch zu setzen. „Aber Sie wollen barfüßig gehen?“ flüsterte die Begleiterin. „Gewiß! O, ich bin an die schlimmsten Stellen gewöhnt,“ antwortete die Gefragte mit einem Anfluge von Muth. „Man hat mir es seit langer Zeit nicht mehr leicht gemacht.“ Schweigend gingen Beide die Landstraße entlang. „Aber Scherze, oft genug derber Art, wurden ihnen von jungen und alten Burischen zugerufen, bis endlich Einer der letzteren lachend sagte: „Na — das Mädel dort muß nicht viel im Felde arbeiten — schaut einmal ihre weißen Füße an.“ „Silberfuß! Silberfuß!“ schrien die Jungen. „Um Gott, wir haben uns ver-rathen!“ flüsterte die Gefoppte. „Ja, sicherlich — so weiße Füße hat kein Landmädchen,“ sagte die Begleiterin. „Es ist wahr, komm.“ Die Bäuerin stieg hinab von der Straße und eilte zu einem Fluße, wo sie die schönen, sauberen Füße mit Schlamm einstrich. Man wird nun nicht mehr wissen, ob die Sonne die Haut ver-brannte oder nicht. Die Hitze nimmt zu. Noch zwei Meilen weit ist Nantes, aber die Entfernung der schweren Schuhe zu unsere Bäuerin geht leicht und macht, sie marschirt zwischen den vielen Frauen schwachen und scherzend dabei die Sprache ist in der Stadt über Markttag legenheiten, heute ist Markt in Nantes — da werden schon die Kirchthüren der Stadt sichtbar, das Treiben nimmt noch zu auf der Landstraße — aber der Pflaster beginnt schmerzhaft zu sein. Bäuerin, ihre Füße vermögen doch nicht diese Quadern, die spitzen dazwischen verstreuten Kiesel betreten — sie läßt sich auf einem Stein haufen nieder und wieder die groben Strümpfe und die plumpe Holzschuhe an. „Ah, das ist eine brave Dirne!“ ruft eine dicke Bäuerin. „Da, sieh einmal,“ ermahnt sie ihre Tochter, „gute Mädel hat, ein Schuh und Strümpf zu sparen, den barfuß gemacht, aber hier, vor der Stadt zieht sie sich wieder ihre Sabots an — brav, mein Kind. Die beiden Mädchen klammern, dann setzen sie den Weg fort. Sie sind dicht vor Nantes — an der Brücke zu mill; Trommeln hören, ein Detachement Infanterie marschirt aus der Stadt. Hoch in der Hofse, seine Officiere neben sich, führt der Oberst die Soldaten. Sein scharfes Auge schweift umher — plötzlich hält er mit einem Ruck sein Pferd an — er hat die Bäuerin erblickt — er fahrt sie — ist es eine der gewöhnlichen Musterungen, welche die Kriegslente so gern den hübschen Mädchen und Frauen angeheften lassen? Nein, der Blick des Obersten ist ernst, er schittelt das Haupt, dann setzt er sein Pferd wieder in Bewegung, er blickt nicht mehr hinter sich. Die Bäuerin war ebenfalls festgehalten, sie hatte den Blick des Officiers ausgehalten, ihre Augen schauten fast trotzig, herausfordernd; sie schienen zu sagen: „hier, hier bin ich! So nimm mich doch fest! Hast du die Muth?“ Als der Oberst jedoch, ohne zu halten, vorüber zog mit seinen Leuten, da athmete die Bäuerin hoch auf. „Er hat mich erkannt,“ lispelte sie, „er hat mich nicht verrathen. Ich werde es ihm vielleicht dereinst vergelten.“ Sie schritt mit ihrer Begleiterin über die Brücke. Wachen am Thore, Wachen in der nächsten Straße, Posten am Ende der Brücke, was hat das zu bedeuten? „Heda, meine Kinder!“ ruft jetzt eine alte Bäuerin, die sich abmüht, einen schweren, mit Aepfeln gefüllten Korb an ihren Rücken zu bringen. „Heda, helfst mir einmal den Korb aufzunehmen.“ Die Mädchen heben den Korb ihr auf die Schultern. „Na, Mutter!“ ruft die eine der Beiden, „Ihr könnt uns wohl zwei Aepfel schenken.“ Die Alte läßt sich herab, jede erhält einen Aepfel. „O, es erquickt nach dem langen Marsche,“ sagt die Erste, in den saftigen Aepfel beißend. Sie steht gerade im Zentrum des Thores, sie hebt den Kopf, ihre Blicke fallen auf ein großes Placat: „Etat de Siege“ lautet die Ueberschrift. Nantes ist in Belagerungszustand erklärt, daher die Posten, die marschirenden Soldaten, daher die unheimliche Stille. „Um meinethwillen,“ jagt die Bäuerin mit thränenden Blicken. „Um der Verfolgten willen.“ Vendée, Maine, Loire und Deux-Sèvres sind unter

Kriegsgefeß. Die Bäuerin heftet ihre Blicke auf das Placat, sie runzelt die Stirn, aber ihre Begleiterin zieht sie fort. „Kommen Sie,“ flüstert diese ihr zu. „Jede Minute kann Sie verderben.“ Doch Gene will nicht weichen, sie durchliest das Schriftstück bis zum letzten Worte, dann nimmt sie den Arm der Gefährtin, und sie wandern wieder scherzend durch die Gassen, durch Gänge der alten Häuser, bis sie in die Straße Haute du château kommen. Ein einfaches Haus hier ist ihr Ziel. Sie ziehen die Glocke, die Thür öffnet sich, und die Bäuerinnen treten in den Flur. Zwei Damen, einige Herren eilen ihnen entgegen. Die Damen beugen ihre Kniee. „Segne Gott Ihren Einzug, königliche Hoheit!“ rufen sie. „Wir schätzen uns glücklich, Sie hier begrüßen zu können.“ Maria Karolina, Herzogin von Berry, reichte den Damen ihre Hände, sie hob die Freundinnen sanft empor und zog sie an ihre Brust, dann ward sie mit der Begleiterin, dem nuthigen Fräulein Stella von Kerjabie, in das gastliche Zimmer geführt, sie war geborgen vor ihren Verfolgern! Ja, die im Staube der Landstraße dahinwandernde Bäuerin war Maria Karolina, die Wittve des einst vom französischen Volke angebeteten Herzogs von Berry, den Douvel's Mörderhand im Foyer der großen Oper zu Paris traf, ihn, den einzigen, der den wankenden Thron seines Vaters Karl X. hätte stützen können.

Maria Karolina's Leben war seit ihrem Eintreffen im Duguigny'schen Hause ein vollständig anderes geworden. Statt der aufregenden Scenen, welche den Wechsel der Ereignisse begleiteten, war jene dem Flüchtlinge, der von monatelanger Verfolgung im sichern Versteck ruhen darf, so wohlthunende Ruhe und feierliche Stille getreten. Es war ein heimliches, nicht altväterliches Haus, in welchem die Herzogin Aufnahme gefunden hatte. Mit breiten Fliesen war der Flur belegt, gewundene Treppen führten in die oberen Stockwerke. Ueberall zeigte sich an den Wänden die schlichte und doch so rauhliche, so wohnlich machende Holzverfäselung. Die hohen Fenster blickten auf eine lachende Landschaft. Theils über sah man die Gärten des Schlosses, und die blühende, in vielfachen Windungen sich schlängelnde Loire zog durch die üppigen Wiesen ihr Silberband — theils schweifte der Blick über die freundliche Umgegend von Nantes. Die Herzogin hatte ein besonderes, kleines Gemach, einen Versteck, einen Schlupfwinkel in der wahren Bedeutung des Wortes. Dieser Versteck lag im dritten Stockwerke des Hauses der Duguignys. Es war eigentlich nur ein Manjardenkämmerchen, aber seine Lage, seine Construction waren so absonderlicher Art, daß sie ganz für den Zweck, einen Flüchtling zu verbergen, geschaffen schienen. Und dies war auch in der That die ruhmvolle Bestimmung jenes Ortes gewesen. Zur Zeit der Schreckensherrschaft, im Jahre 1793, als der Henker Carrier seine Blutgerichte, die wandelnde Guillotine nach Nantes führte, als in den Straßen der unglücklichen Stadt die Opfer der furchtbaren Freiheitsmänner bluteten, war es jener Versteck, der verschiedene Flüchtlinge beherbergte und sie den Verfolgern entzog und verbarg. Dieser Schlupfwinkel ward durch den Ramin des kleinen Zimmers gebildet oder vielmehr begrenzt. Es war nämlich nur ein Winkel des Gemaches, der ein kleines Fensterchen hatte, abgetheilt und zwar so, daß eine Wand des Ramins den Eingang zum Versteck bildete, indem man die eiserne Platte, aus welcher diese Wand bestand, mittelst einer Feder öffnen oder zur Seite schieben konnte. War dies geschehen, so konnte man in den kleinen Versteck gelangen, der zur Seite noch durch eine Gardine verdeckt wurde, hinter welcher man verschiedenes Gerümpel zu bergen pflegte. Der Raum hatte etwa fünf Fuß im Geviert, war ohne Licht und frische Luft und nur wenig Eingeweihen bekannt. Hier hinein mußte die Herzogin in entscheidenden Augenblicke flüchten.

Wir sehen Maria Karolina, wenn die Späher nicht auf ihren Fernen sind, jetzt einer zwar weniger physisch anstrengenden Thätigkeit obliegen, dafür aber arbeitet die unermüdete Frau mit dem Kopfe und mit der Feder. Der Briefwechsel, den sie mit den Legitimisten unterhält, ist außerordentlich stark. Sie hoffte auf einen allgemeinen europäischen Krieg. Antwerpen schien ihr der Streitäpfel werden zu sollen. Sie sah die Heere der Feinde Frankreichs sich den Grenzen nähern und sie erblickte sich in Mitte der begeisterten Schaaren der Vendée und Bretagner, welche die weiße Fahne schwingend den Gegnern Frankreichs das Vordringen wehrten. In dieser Hoffnung arbeitete sie rastlos. Neunhundert eigenhändige, aus jener Zeit stammende Briefe bezeugen diese gewaltige Arbeitskraft. Sie bediente sich vierundzwanzig verschiedener Ciffren, in denen sie nach allen Richtungen Frankreichs hin correspondirte. Ebenso gewandt war sie im Entziffern der Geheimschriften. Die weiße Dinte, welche sie benutzte, eine chemische Mischung, die erst durch Erhitzung die Schriftzüge lesbar machte, griff ihre Augen gewaltig an, dennoch

jede Spur der verfolgten Maria Karolina. Sie war nicht mehr im Lande sichtbar, man schloß naturgemäß daraus, daß sie sich in einer der Städte verborgen halte. Sie mußte in Frankreich weilen, vielleicht sogar in der Vendée. Die Nasen der Pariser geheimen Polizei witterten sogar, daß Nantes der Ort sein müsse, wo die Flüchtlinge ihren Versteck gefunden, aber jedes Mal verlor die Sucher ihre Fährte und standen rathlos. Um diese Zeit war es, als man im Ministerium Herrn Maurice Duval, ehemaligem Finanzbeamten, die Stellung eines Präfecten von Nantes und damit der Vendée übertragen wollte. Zu ihm nun gesellte sich eines Tages ein Mensch, der mit geheimnißvollen Missionen betraut von Portugal kam. Er nannte sich Simon Deutz. Dieser Mann war Jude. Er hatte sich schon durch Abschwörung des Glaubens seiner Väter einen üblen Namen gemacht, denn sein Wechsel der Religion in Rom schien nicht aus Ueberzeugung, sondern aus eigennützigem Absichten hervorgegangen, da ihm die wahrscheinliche Erhebung Cappelari's zum Papste Aussicht auf große Beförderung versprach. Er kehrte nach Rom zurück. In Turin angekommen, machte er die Bekanntschaft des Herrn von Casy, der ihn aufforderte, ihn nach Massa zu begleiten. Im Februar des Jahres 1832 ward er dafelbst der Herzogin von Berry vorgestellt. Verhängnißvolle Bekanntschaft! Deutz lernt die Herren Bourmond, Mesnard, Saint-Priest, Kergorlay, Alles Legitimisten, kennen, er zeigt sich der Sache günstig, enthusiastisch eingenommen für die Herzogin, man vertraut ihm, und da er ohne Geldmittel, ein Hilfsbedürftiger erscheint, läßt die Herzogin einen kostbaren Ring verkaufen. Sie hat keine flüssigen Gelder, sie kann nicht über große Summen verfügen, aber aus dem Verkaufe des Ringes löst sie sechs-tausend Livres, und Deutz erhält dieses fürstliche Almosen. Er schiffte sich nach Spanien ein.

Das Arbeitscabinet des Herrn von Montalivet lag im ersten Stockwerke des Ministeriums des Innern. Herr von Montalivet war bereits mit den täglichen Arbeiten fertig und hatte soeben einige Nummern des Moniteur, mit den üblichen Leitartikeln zur Verherrlichung seiner Amtsführung versehen, vor sich liegen, als ihm der Hüfner eine Karte überreichte. „Ah!“ machte Herr von Montalivet, „lassen Sie den Herrn näher treten.“ Es erschien ein Mann in schwarzer Kleidung, dessen Aeußeres keineswegs ein Vertrauen erweckendes genannt werden konnte. Es war vielmehr abstoßend, finster, und sein Wesen zeigte eine fast ängstliche Schen, die man in Massa freilich mit der Unbehilflichkeit des Gelehrten verwechselt hatte. Aber Herr von Montalivet achtete auf solche Dinge nicht, wenn ihm Jemand Nutzen bringen sollte. Er hob einen Stuhl hin und sagte: „Sie haben bereits mit Herrn Duval verhandelt, Herr Deutz, und mir einen Brief geschrieben.“ „Herr Minister,“ sagte der Schwarze, „ich verkehre lieber mit hohen Staatsbeamten Ihres Gleichen, als mit ehemaligen Steuereinnehmern.“ Montalivet verneigte sich. „Ich finde das begreiflich,“ sagte er, „aber was wünschen Sie eigentlich für uns zu thun?“ „Haben Sie nicht mein Schreiben erhalten?“ „Allerdings. Allein Sie sprechen darin nur sehr allgemein, von Plänen der Legitimisten, von der Nothwendigkeit, Frankreich vor den Greueln eines neuen Bürgerkrieges zu bewahren — das ist sehr schön, aber schon oft dagewesen.“ „Hm,“ machte Deutz, „finden Sie aber nicht, daß ich sehr genau in die Pläne der Legitimisten eingeweiht bin?“ „Allerdings, doch dafür waren Sie auch am Hofe von Massa. Sie sind zu Don Miguel gereist, um eine Anleihe mit den Henriquinisten abzuschließen.“ Deutz blieb ruhig. „Eben deshalb kenne ich Alles genau,“ sagte er, „und ich kenne die Berry sehr gut.“ Montalivet wurde stutzig. „Wie?“ sagte er. „Herr Minister,“ fiel Deutz schnell ein, „machen



Die Verhaftung der Herzogin von Berry in Nantes. Zeichnung von Professor Haebertlin.

arbeitete sie rastlos. In ihrem Myle selbst eine Gefangene, war sie überall in Frankreich mit ihren Gedanken, sie seufzte über die Unthätigkeit, zu welcher sie verurtheilt war, und nur der Gedanke an ihren Sohn gab ihr zuletzt die Kraft, so viel und so Schweres zu tragen. Trotz der Sicherheit, welche sie genoß, überkam die Herzogin doch oft eine Besorgniß, eine Angst, eine Ahnung. Dann stieg sie aus ihrem Versteck hinunter zu den Duguignys. Sie fand hier Freunde, Anhänger. Man speiste zusammen, aber häufig schreckte falscher Lärmen die Gesellschaft; so oft sich Truppen auf das Haus zu bewegten, glaubte man an einen Ueberfall, und im Erdgeschosse ward nicht selten eine Glocke gerührt, deren Schall als Alarmzeichen galt und die Herzogin in ihren Versteck scheuchte.

Maria Karolina glaubte, ihre Feinde seien der Verfolgung müde geworden. Schon hatten die letzten Flammen des Bürgerkrieges in der Vendée gelodert. Die letzten Banden waren zerstreut, massenweis besetzten die Truppen der Regierung alle verdächtigen Ortschaften. Aber das Ministerium dachte an die Zukunft. Trotz beharrlicher Forschung entging der Polizei doch

wir keine Winkelzüge. Ich beabsichtige, Ihnen die Herzogin von Berry anzuliefern." Montalivet schnellte empor. "Was — Sie —" "Ich will Ihnen die Berry ausliefern," wiederholte Deutz. Nun änderte sich Montalivet sehr bald. Er ward freundlich, gesprächig, und nach halbständiger Unterredung hatte Deutz das volle Vertrauen des Ministers. Herr von Montalivet glaubte bereits die ganze Sache abgethan — allein er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Herren Collegen, der Zufall selbst, waren nicht so geneigt, in die Verhaftung der Herzogin zu willigen. Bereite diese Verhaftung nicht die größten Verlegenheiten? Der Ausruf war unterdrückt — was wollte man mit der Verhafteten beginnen? Zog man sie nicht vor ihre Richter, so gab man den gehässigsten Muthmaßungen und Angriffen Nahrung und Nöthen. Stellte man sie vor die Richter — wer waren diese? Die Pairskammer — und die Wittve des Mannes, den Frankreich angebetet hatte, stellte man vor denselben Gerichtshof, der den Mörder Louvel verurtheilte? Ging man aber mit ihr vor ein Schwurgericht — was geschah dann? Legitimisten hätten sie freigesprochen, Republikaner sie wohl zum Tode verurtheilt. Wie wollte sich die Regierung dabei verhalten? Man befand sich in schlimmer Lage. Der Schluß war: Die Herzogin von Berry bleibe, wo sie ist, bis sich eine günstigere Gelegenheit zu ihrer Verhaftung bietet. — Doch diese Gelegenheit bot sich sehr bald. Das Ministerium vom 11. October trat an die Stelle des Märzministeriums. Thiers, der das Portefeuille Montalivet's übernommen hatte, bezeugte den lebhaften Wunsch, die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu ordnen, da die äußeren seit der Belagerung Antwerpens in der That eine drohende Gestalt angenommen hatten. Hinter den Mauern der Citadelle, welche Chassé verteidigte, sah man eine zweite Restauration entstehen, wenn die Holländer Meister blieben, und es war sehr leicht möglich, daß die Herzogin dann plötzlich aus ihrem Versteck herauszutreten und die Brandfackel des Aufsturus von neuem schwingen konnte. Herr Thiers hatte also eine Mission zu erfüllen; diese Mission war: Gefangennahme der Berry. Er suchte deshalb mit Deutz wieder anzuknüpfen, aber dieser mochte Anfangs nicht mit Thiers verkehren, dessen Manier ihm vielleicht weniger zusagte, als die seines Vorgängers. Indessen Montalivet zeigte sich großmüthig gegen Herrn Thiers. Er ließ Deutz in seine Kutsche steigen und brachte selber ihn zu seinem Nachfolger. Das Nächste war: Herr Maurice Duval wurde am 18. October zum Präfecten von Nantes befördert, und Deutz reiste unter dem Namen eines Herrn Hyacinthe ebendahin ab, begleitet von dem Polizeicommissar Joly und mit den Vollmachten des Ministers versehen. Herr Thiers calculirte ganz richtig: daß ein Mann, der seinen Glauben aus Eignung abgeschworen, seine Wohlthäterin verrathen wollte, auch recht gut Ministern einen Streich spielen könne. Es schien deshalb gerathen, die Person Joly's den Schatten des Herrn Deutz bilden zu lassen.

Eine dunkle Nacht zieht herauf. Die Straßen von Nantes werden still. Hin und wieder tönt der Ruf einer Schildwache aus weiter Ferne herüber. In dem Hause der Straße Haute du château war der große Salon des Erdgeschosses zum Empfang eines Besuches hergerichtet. Zwei große Kugellampen brannten auf dem Tische, in dem Kamine flackerte ein Feuer. Die Vorhänge waren herabgelassen, die Läden geschlossen, und eine behagliche Wärme strömte durch den Raum. Zwei Personen waren hier sichtbar: Maria Karolina und der Graf Mesnard. Sie führten eine lebhafte Unterhaltung, als die Uhr auf dem Kamine durch ihren hellen Schlag dieses Gespräch unterbrach. Die Herzogin fuhr zusammen. "Es ist die bestimmte Stunde," sagte sie, "wird es keine Täuschung sein?" "Es war allerdings

nicht ganz der Vorsicht gemäß," sagte Mesnard, "dem Manne eine Unterredung zu bewilligen. Was Bourmont einwendete, das mache auch ich geltend: kann nicht ein Agent des Herrn Maurice Duval den Namen unseres Freundes Deutz angenommen haben, um bis zu Ihnen zu dringen?" "Aber die Briefe unserer Freunde, welche er an Zange abliefern, sind echt," fiel die Herzogin ein. "Das tröstet, das beruhigt mich!" sagte Mesnard. "Und dann," fuhr die Herzogin fort, "ist nicht für Alles gesorgt? Sehen Sie meine Toilette: ich bin so angekleidet, als ob ich von draußen aus einem anderen Hause käme. Der angebliche Deutz wird nicht wissen, daß ich hier meinen Versteck habe. Endlich werde ich hinter diesen Paravent treten, wenn der Fremde kommt. Sie werden ihn empfangen, und sehen wir, daß es nicht Deutz ist, so sprechen nur Sie mit ihm, und ich zeige mich gar nicht." Bei diesen Worten tönte leis die Hausglocke. "Er ist es," flüsterten Beide. Gleich darauf hörte man Schritte im Vorzimmer. Die Herzogin hatte gerade noch Zeit, hinter den Kaminschirm zu treten, als schon die Thür geöffnet wurde, und Simon Deutz in den Salon trat. Der Verrath hatte die Schwelle überschritten. Graf Mesnard trat ihm mit den Worten entgegen: "Sie sind es wirklich, Deutz. Ich habe mich nutzlos geängstigt." "Sie waren in Sorge?" "Gewiß! Konnte nicht ein Verräther Ihren Namen gemißbraucht haben? Ich hielt es nicht für unmöglich, daß die Briefe entwendet seien." Deutz lächelte. "Sie sind durch die Ereignisse mißtraulich geworden. Ich kann es Ihnen nicht verdenken." In diesem Augenblicke rauchte es hinter dem Schirm, die Herzogin trat hervor. "Da bin ich, lieber Deutz," sagte sie, ihm die Hand reichend. Der Verräther konnte seiner Bewegung nicht Herr werden, zitternd hielt er die Hand Maria Karolinsens in der seinigen. Dieser freie und wohlwollende Ton der Frau, welche ihm Wohlthaten erzeigte, schlug an sein Herz, der Verräther schwankte, als er sein Opfer bei der Hand hielt, ein Gefühl wie Ohnmacht beschlich ihn. Maria Karolina schob einen Sessel hin. "Nehmen Sie Platz, mein Freund — erholen Sie sich. Das Wiedersehen zwischen uns ergreift Sie zu gewaltig — o, es ist eine erste Stunde." Deutz raffte sich mit aller Gewalt empor. Sein Amt forderte die größte Kaltblütigkeit, das schärfste Aufmerken. Aber was er eigentlich wissen wollte, das erfuhr er nicht: es glückte ihm nicht, zu erfahren, wo Maria Karolina verborgen war. Hatte sie hier, in diesem Hause einen Versteck oder war sie nur aus einem anderen Hause in dieses gekommen? "Gehen Sie zuerst hinaus. Ich warte einige Minuten, bevor ich das Haus verlasse. Man könnte uns zusammen erblicken." Mit diesen Worten beschloß Maria Karolina die Unterredung. Deutz mußte gehen, wollte er nicht Verdacht erwecken; er küßte der Herzogin die Hand und verließ das Haus. Draußen stand er, tief in seinen Mantel gehüllt, eine Zeit lang im Dunkel der gegenüberliegenden Gebäude, um die Herzogin zu erwarten. Sie kam nicht — war sie durch eine Hinterthür ent schlüpft oder blieb sie im Hause? Deutz mußte fort. Herr Duval erwartete ihn und seine Nachrichten. Diese waren nicht besonders günstig. Duval befand sich in seinem Speisezimmer, als Deutz eintrat. "Ich habe sie gesprochen." "Wo wohnt — wo verbirgt sie sich?" "Ich habe Aufschlüsse aller Art erhalten." "Wo ist ihr Versteck?" "Die Gefahr für die Regierung ist groß." "Wo ist ihr Versteck?" Herr Maurice Duval blieb beharrlich bei dieser Frage. Deutz war in Verzweiflung. Er durfte nicht mehr an die Herzogin denken, er mußte seine eigene Person im Auge behalten; seine Angaben wurden erwartet — brachte er Nichts herbei, so gerieth er selbst in eine schlimme Lage. Aber wie das Alles beginnen? Duval war in heftiger Aufregung, denn ein kleiner Zwischenfall konnte

Alles verrathen. Wenn man das Haus der Duguignys durchsuchte, fand man vielleicht die Herzogin — aber wenn man nicht fand? Dann war der Verrath des Deutz offenkundig! Die Gefahr für die Herzogin mußte diese doppelte Vorsicht machen. Deutz wird ein Mittel finden. Er hat ausgekundschaftet, eine Nonne zur Herzogin kommen darf — er weiß die fromme Schwester sich geneigt zu machen, durch sie erhält er das Sprechen einer nochmaligen Audienz. Die Freunde der Herzogin mißtrauten dem Verräther nicht, aber sie fürchteten, daß Deutz selbst als ein Fremder in der Stadt galt, die Aufmerksamkeit der Polizei wider seinen Willen auf das Haus der Duguignys lenken könne.

Die Dämmerungsstunde des sechsten Novembers war gekommen, als Deutz sich wiederum in die Straße Haute du château begab. Sein Gang war hastig, er blickte weder rechts noch nach links; immer nur das eine Ziel im Auge habend, fürchtete er Nichts mehr, als irgend einen Zwischenfall, ihm die Beute entreißen könnte. Seit einigen Tagen lebte er in fieberhaftem Zustande dahin. Die Aussicht auf den Erfolg seiner Sendung hatte ihn fast unvorsichtig gemacht. "In kaum zwei Tagen wird man viel von mir sprechen," hatte er an der Tafel seines Hotels gesagt. Der Verräther hatte Tags zuvor zwei Briefe für die Herzogin erhalten. Er trug sie bei sich, waren ein willkommener Vorwand, ihn desto besser und unbedächtiger einzuführen. Er ward diesmal in ein kleines Zimmer geleitet. Hier fand er sich der Herzogin allein gegenüber. Er hatte Platz auf einem Fauteuil genommen. Deutz stand vor ihr. Er hielt die Lehne eines Sessels umklammert und verstaubte die Herzogin fest anzublicken, dann griff er in seine Tasche und zog die beiden Briefe hervor. "Es sind Schreiben an Ihre Hoheit," sagte er, sie überreichend. Die Herzogin nahm schweigend die Briefe. Als sie das Papier entfaltete, schweigte sie auf demselben zu sehen. Maria Karolina weidete zu einer Console, die mehrere Fläschchen trug. Sie entnahm eins derselben und fuhr mit dem am Pfropfen befindlichen Schwämmchen über das Papier, worauf die Schrift leuchtend hervortrat. "Ein geheimes Schreiben?" sagte Deutz unwillkürlich. "Nicht geheim für Sie, mein Freund," entgegnete die Herzogin. "Es ist ein Bericht über Geldangelegenheiten aus Spanien, aber sehr weitläufig, sehen Sie nur." Je mehr sie mit dem Schwamm über das Papier fuhr, desto mehr Schrift kam zum Vorschein. "Lesen wir das nachher," sagte sie. Sie erbrach die zweite Schreiben und lockte auf eben jene Weise durch Reagentien die mit sympathetischer Dinte geschriebenen Schriftzüge hervor. Dieser zweite Brief war kurz. Als die Herzogin ihn las, wurden ihre Gesichtszüge sehr erregt. Deutz betrachtete diese Veräderung mit gespanntem Blicke. Was mochte der kurze Brief enthalten? Maria Karolina ließ das Blatt sinken und richtete ihre Augen fest auf Deutz. "Mein Freund," sagte sie, "in diesem Schreiben verrathen man mich, daß ich Gefahr laufe, durch einen Menschen verrathen zu werden, der mein ganzes Vertrauen besitzt. Sollten Sie der Verräther sein?" Es entstand eine Pause. Deutz war in schredlicher Angst — wenn die Freunde der Herzogin in der Nähe waren, dann verließ er, falls sie einen Wink erhalten hatten, das Haus der Duguignys nicht lebend mehr. "Madame," entgegnete er, seinen Mund zu einem Lächeln zwingend, "dieser Verdacht kann mich nicht schmerzen. Es ist nur ein Scherz von Ihnen sein! Simon Deutz ein Verräther an Maria Karolina — ist das denkbar?" Wieder zögerte die Herzogin, Deutz blickte verflohen auf die Thür — plötzlich erregte Maria Karolina das Papier auf einen Gueridon. "Andererseits," sagte sie gleichgiltig. Deutz athmete auf — sein Opfer entging

Feuille d'Album.

Sehr langsam, zart und innig.

Comp. von Franz Bendel.

ihm nicht. Die nun folgende Unterredung dauerte fast eine Stunde. Der Verräther sitzt auf glühenden Kohlen. Jedes zufällige Geräusch machte ihn erbeben, er fürchtete die Launen des Schicksals — die Herzogin hatte Anhänger — die Minuten dehnten sich vor dem Spione zu Stunden — wie leicht geschah irgend Etwas, das diesen ganzen Anschlag, den wohlbedachten Plan störte! Endlich erhob sich Maria Karolina. „Hier sehen wir uns nicht wieder,“ sagte sie freundlich, die Hand dem falschen Freunde reichend, „leben Sie wohl. Kehren Sie auf Ihren Posten zurück und vergessen Sie nicht, daß der erste Kanonenschuß, der an der Schelde fällt, das Signal unseres Triumphes sein wird.“ Sie verschwand in das anstoßende Zimmer. Deutz huschte hinaus auf den Corridor. Hier war Alles still, und der Agent hatte noch einige Minuten für seine Nachforschung. Mit leisen Schritten näherte er sich einer halb offenen Thür. Es war der große Salon, in welchen er blickte, derselbe Raum, der bei seiner ersten Unterredung mit der Herzogin als Empfangszimmer gedient hatte. Seine Späheraugen überschauten schnell Alles, was ihm nützlich sein konnte. Er sah eine wohlgedeckte Tafel mit sieben Couverts. Deutz hatte sich genau von Allem unterrichtet. Die Fräulein Duguigny wohnten allein im Hause. Wenn also sieben Bedeckte aufgelegt waren, so ließ sich mit Gewißheit annehmen, daß unter den hier zu Nacht Essenden auch die Herzogin sich befinden werde. Gleichviel, ob sie im Hause versteckt war oder nicht — wenn Duval's Häfcher zur rechten Zeit kamen, dann mußten sie die ersehnte Beute am Tische ihrer Wirthe finden und ergreifen. — Der Mond war aufgegangen. Er stand in voller Klarheit an einem fast wolkenlosen Himmel. Durch die einsamen Straßen huschte mit fieberhafter Eile der Verräther, fast eins mit seinem Schatten, der sich gegenständig auf dem Straßenpflaster abzeichnet und an den Wänden der Häuser dahingleitet. Bald ist er auf der Präfectur. Duval, der seit der ersten Audienz wie ein Fanghund aufmerksam und ruhig ist, empfängt ihn sogleich. „Schnell, schnell! wir haben sie!“ flüstert der Agent. „Sie ist im Hause der Duguignys, eilen Sie.“ Sofort wird es im Hofe der Präfectur lebendig. Die Gensd'armes des Herrn Duval sind zum Aufsitzen fertig. Seit dem frühesten Morgen hat derselbe seine Vorkehrungen in umfangreichster Weise getroffen. Polizei und Militair haben sich vereinigt, diese Frau in Haft zu bringen. Man hält zwölftausend Mann Infanterie seit 24 Stunden bereit, denn einmal fürchtet die Verwaltung einen Aufstand, wenn die Herzogin arretrirt wird, dann aber ist diese Anzahl nöthig, um ein halbes Stadtviertel zu umstellen. Man weiß nicht, ob die Herzogin in dem Hause der Duguignys wohnt — sie könnte sich in ein Nebengebäude flüchten. Ordonnanz eilen aus der Präfectur. Duval begibt sich zum Commandeur, dem Grafen d'Erton, seinen Beistand zu fordern. Der Soldat runzelt die Stirn bei dem unliebsamen Verlangen, aber er gehorcht seiner Pflicht und ertheilt dem General Demoncourt Befehl, die traurige Mission zu vollenden. Simon Laurrière, Plazmajor von Nantes, ist der dritte Soldat, der sich bei dem Drama von Nantes betheiligen wird. Und Deutz? wo ist Deutz, der Verräther? Duval hat ihn in ein abgelegenes Zimmer gesperrt, ein Polizeicommissair sitzt neben ihm. Man darf dem Verräther nicht trauen, man nimmt die gefährliche und wichtige Expedition auf seine Berichte hin vor — aber man läßt ihn hängen für die Nichtigkeit und versichert sich des Glenden. Deutz hört vom Zimmer der Präfectur aus den Lärm. Er vernimmt die Commandoworte — Was wird sich ereignen? Wenn Maria Karolina nicht gefunden wird? Die zur Verhaftung bestimmte Militairmacht marschirt in drei Colonnen gegen die Straße Haute du château.

Die Herzogin und ihre Freunde hatten bereits die Maßzeit beendet. Maria Karolina betrachtete den herrlich heraufsteigenden Mond, der die Thürme des Schlosses Nantes mit seinem Silberseine übergoß. Die feierliche Stille der ganzen Umgebung machte die Herzogin ruhiger, als sie früher gewesen. Die Briefe, welche vor einer nahen Gefahr warnten, hatten sie sehr erregt und beunruhigt — jetzt schien diese Gefahr vorüber. Mit ihr zugleich gab sich Guibary, einer der Anhänger, dem Gemüthe des schönen Blickes aus dem Fenster hin — da blüht es von der Straße herauf, flirrt durch die Stille des Abends, und auf dem Pflaster der Gasse dröhnt und schallt der regelmäßige Tritt der Bataillone — sie schreiten auf das Haus zu, sie machen Halt. „Verrath! Verrath!“ ruft Guibary. „Retten Sie sich, Madame.“ Im Nu wird Alles im Hause lebendig, die Nähe der Gefahr macht die Vertrauten der Herzogin verwirrt — aber Maria Karolina weiß sie zu beherrschen. Sie eilt die Treppe hinauf in den sichern Versteck — mit ihr Mesnard, Guibary und Fräulein von Kerjabie. Die kleine Höhlung kann vier Personen aufnehmen — vorausgesetzt, daß die Hausfuchung nicht allzu lang dauert. Schon donnern die Schläge der Soldaten gegen die Thür — man öffnet, die Polizeienten, Joly an der Spitze, dringen ein — in demselben Augenblicke schließt sich oben im kleinen Mansardenzimmer die Kaminplatte, welche die Flüchtigen den Augen der Späher entzieht. Joly eilt durch das Haus. Jedes Zimmer scheint ihm bekannt, denn Deutz hat genau die Localität beschrieben. Die Polizeicommissarien vertheilen sich überall, sie halten Pistolen in den Händen. Einer von ihnen handhabt sein Gewehr schlecht, es entladet sich, der Mann wird am Daumen verwundet. Schreden bemächtigt sich der Verborgenen. „Sie feuern auf unsere Freunde!“ flüstert die Herzogin. „Ah, hier sind sieben Couverts,“ sagt Joly in den Speiseaal tretend. „Es sind nur vier Damen hier.“ In der That erblickt er nur die Schwestern Duguigny, Madame de Charette und Alceste von Kerjabie, die Schwester der Begleiterin Maria Karolina's. Joly steigt höher. Er kennt genau die Treppen. „Hier ist das Empfangszimmer,“ sprach er laut. „Es ist richtig — Deutz war der Verräther!“ sprach die Herzogin mit zornigem und wehmüthigem Ausdruck leise zu Mesnard. Sie hörte in ihrem Versteck die Worte des Agenten. Joly musterte das Zimmer. Er findet auf dem Tische jenen Brief, der die Herzogin vor Verrath warnt. Kein Zweifel, sie muß im Hause sein, man wird sie finden, Joly vertheilt seine Gensd'armes in alle Zimmer des Hauses, die Zugänge zum Gebäude werden mit Posten besetzt, das Volk eilt herzu und bildet eine zweite Chaine um die besetzten Stadttheile, halb Nantes ist auf den Beinen. Im Innern beginnt nun eine Nachsuchung, die viel Ähnlichkeit mit Plünderung hat. Alle Schränke werden erbrochen, die Meubles durchstöbert. Sappens und Maurer untersuchen die Wände. Man treibt Keile hinein; Architekten werden geholt, ihr Gutachten abzugeben, ob hinter jenen Wänden wohl ein Schlupfwinkel sein könne! All diesen Lärmen, dieses Treiben hören die Eingeschlossenen in der Mansarde. Sie vernehmen auch das Nahen der Gefahr, die Verfolger treten in das kleine Zimmer, nur eine dünne Scheidewand trennt sie von der Beute. Merglich kauern die Vier sich in dem engen, dunkeln Versteck zusammen. Schon jetzt ist die Hitze fast unerträglich. „Ein Versteck ist hier unmöglich,“ erklären die Architekten. Ist es Untermuth? Ist es Großmuth? Die Verfolger bescheiden sich auf die Erklärung hin. Sie verlassen das Zimmer. Dieser Schein von Hoffnung stärkt die Flüchtlinge wieder, aber jetzt dröhnt es von verschiedenen Seiten, neben, vor und hinter ihnen. Gewichtige Schläge werden gegen die Mauer des Nachbarhauses geführt, die Stöße mit Brech-

eien und Bohrstangen sind so heftig, daß dicke Lagen Kalk und Mörtel auf die Gefangenen niederfallen. Kaum vier Fuß von ihnen arbeitet man. Der Staub wirbelt auf, die Mauer kann einstürzen, und mitten durch alle Schläge, durch das Klirren der Eisen hindurch vernehmen sie die Verwünschungen und Drohungen der ermüdeten Soldaten und Arbeiter. Während dieser Zeit bewahren die im unteren Raume des Hauses bewachten Duguignys ihr kaltes Blut wie Heldinnen und nehmen, von den Agenten scharf beobachtet, ihren Thee ein. Ebenso brav halten Madame Charette, die Kerjabie und Charlotte Moreau, Kammerfrau der Herzogin, von Deutz besonders wichtig als Verdächtige hingestellt, aus. Nicht minder Marie Boissy, die Köchin, welche dreitausend Francs nicht bewegen können, den Versteck der Herzogin anzugehen. Die Nacht ist weit vorgerückt, allmählig wird der Eifer der Verfolger matter. Man hat in den anstoßenden Häusern ebenfalls geforscht, gewühlt, ohne jedes Resultat. Die Herzogin ist entwichen, Duval gibt das Signal zum Rückzuge. Doch man läßt in allen Zimmern Wachen zurück, unten löst die Nationalgarde die ermüdeten Soldaten ab. Die Flüchtlinge horchen scharf; schon wollen sie die Platte fortschieben, um Luft in den schützenden Kerker strömen zu lassen — da rasselt die Thür auf — zwei Gensd'armes treten ein. Die Verborgenen sehen sogleich durch die kleine Ritze der Platte, daß diese Leute hier Posten fassen werden. Sie müssen also weiter ausharren in dem engen Käfige. Die Männer vermögen kaum aufrecht darin zu stehen, ihre Köpfe stoßen gegen die Balken. Nun folgt auf die fieberhafte Erregung, welche das Blut siedend macht, die Abspannung. Die Kälte der Nacht sendet ihre Pfeile als feiner Zugwind durch die Dachziegel in den Versteck, aber keiner der Gefangenen klagt, die Herzogin drückt stumm ihren Freunden die Hand. Zum Unglück der Flüchtlinge sind auch die Gensd'armes empfindlich gegen die Kälte. Einer verläßt das Zimmer und kehrt bald zurück mit einem Arm voll Lohfuchen. Entsetzen ergreift die Gefangenen. Die Wächter werden in dem Kamin Feuer machen, die Eisenplatte muß binnen wenig Minuten glühend sein, nur sechs Zoll steht die Herzogin von der Flamme, von dem Eisen entfernt. In diesem engen, kleinen Gemache wird die Hitze die Unglücklichen ersticken. Es knistert bereits im Kamin, durch die Fugen der Platte zuckt das Licht des Feuers — noch ist es nicht allzu groß, es wärmt vielmehr die vor Kälte halb erstarrten Gefangenen. Aber da — „Sieh, sieh!“ flüstert die Herzogin. Die Platte färbt sich roth, glühend wird das Eisen, welches die Verborgenen von den Wächtern trennt, die Mauer selbst wird heiß, ein schwelender Dunst erfüllt den Versteck. In diesem Augenblicke beginnen wieder die Schläge in den Nachbarhäusern, die Flammen im Kamin lodern heftiger, aber aufs neue schöpfen sie Hoffnung, denn Einer der Gensd'armes schläft bereits trotz des Lärmens, der Andere unterhält das Feuer schlecht. Mesnard hat einige Dachziegel ausgebrochen, die frische Luft strömt in den Versteck, die Schläge der suchenden Maurer werden matter, sie hören endlich ganz auf. „Gerettet!“ flüstert die Herzogin. „Gerettet!“ jagen leise ihre Gefährten. Da erhebt sich der wach gebliebene Gensd'arm. Er weckt seinen Genossen, er will jetzt schlafen. Der Lärm hat aufgehört. Der Geweckte spürt einen leichten Frost. Die Lohfuchen brennen nur noch matt, er sieht sich im Zimmer um, da fällt unglücklicher Weise sein Auge auf zwei große Ballen alter Zeitungen. Es sind Exemplare der „Quotidienne“, welche unter einem Tische liegen. Er schleppt sie hervor und mit ihnen facht er aufs neue das Feuer an. Der Rauch erfüllt in wenig Minuten den engen Versteck, kaum vermögen die Gefangenen zu athmen. Den Mund an die Oeffnung des Daches, an die ausgebrochenen Ziegel gelegt, saugen sie gierig die frische Luft. Die Platte wird

The musical score is written for piano and voice. It consists of five systems of music. The first system is marked 'Grave' and 'p'. The second system is marked 'Sya' and 'dim.'. The third system is marked 'una corda' and 'pp'. The fourth system is marked 'rit.' and 'una corda'. The fifth system is marked 'rit.' and 'morendo'. The score includes various musical notations such as notes, rests, and dynamic markings like 'Ped.', 'ff', 'pp', and 'rit.'. There are also performance instructions like 'una corda' and 'morendo'.

glühendroth, sie funkelt von weißlichen Bluthstreifen, enger ziehen die Verborgenen sich zusammen, der Rauch quillt stärker, Matten hüpfen aus dem Fußboden, von dem Dampf vertrieben, und aus den Spalten der Mauern, aus dem Dachgebälk schlängeln sich Eidechsen hervor, welche ebenfalls die Hitze von ihren dunkeln Lagerstätten jagt. Die Herzogin befindet sich dicht neben der glühenden Platte, schon knaden die Maueranker, solche Hitze ist dem Kamin noch nie geboten, die Gefangenen sehen den gräßlichen Augenblick vor sich, wo das Feuer sie erfassen, sie lebendig verbrennen wird. Zwei Mal schon hat das Feuer die Robe der Herzogin ergriffen, sie ersticht die Flammen mit ihren Händen; — die Narben der Brandwunden hat Maria Karolina noch nach langer Zeit aufweisen können. Mit jeder Minute wird die Hitze furchtbarer, die Gefangenen athmen mühsam. Leise bitten sie die Herzogin, sich zu entdecken — sie weigert sich. Zum dritten Male ergreift das Feuer die Robe; als Maria den Brand löschen will, stößt sie an die Feder der Platte, welche sich verschiebt. Fräulein von Kersabie will die Oefnung wieder schließen, ihre Hand berührt das glühende Eisen, sie stößt einen halblauten Schmerzensschrei aus. „Aha, da wimmert eine Ratte!“ sagt der Gens'darme, der aus Vangeweile die Quotidienne liest. Seine Lohkuchen fallen zusammen. Er weckt seinen Kameraden, Beide ziehen ihre Säbel, um die Rattenjagd zu beginnen. Die Gefangenen vermögen nicht mehr im Versteck auszuharren, Fräulein von Kersabie taumelt, sie stößt aufs neue gegen die Platte. „Wer ist da?“ ruft der Gens'darme. „Wir überliefern uns — öffnen Sie — löscht das Feuer!“ sagt Fräulein von Kersabie. Die Gens'darme prallen erst erschrocken zurück bei diesem Rufe — wo sind hier Menschen verborgen? Dann beginnen sie das Feuer zu löschen; noch immer nicht den Versteck findend, werden sie aufs höchste überrascht, als der Seitenschieber der Wand sich öffnet, und hinter der Gardine hervor eine Dame tritt; zwei Herren und ein junges Mädchen folgen ihr. „Mein Freund,“ sagt die Dame, sich vor den Erstaunten aufrichtend, „ich bin die Herzogin von Berry.“ Der eine Gens'darme ist sogleich hinausgeeilt, er holt den Commissaire de Police. Dieser erscheint mit einem jener Haftbefehle, welche vertheilt worden waren, und beginnt im Amtseifer zu lesen, zu verhören. „Mein Herr“ unterbricht ihn Maria Karolina, „ich bin Ihnen keine Rechenenschaft schuldig, ich wünsche den Herrn General Dermoncourt zu sprechen.“ Kaum fünf Minuten später tritt Dermoncourt, von dem Generalprocurator Bandot begleitet, ein. Die Herzogin war in einen Stuhl gesunken, mühsam schleppte sie sich, von Mesnard unterstützt, in das nächste Zimmer, denn schon füllten sich die Treppen und das Mansardenzimmer mit Neugierigen. „General,“ sagte sie zu Dermoncourt, „Ihrer Ehrenhaftigkeit vertraue ich mich an!“ „Madame,“ entgegnete Dermoncourt mit tiefer Verbeugung, „Sie stehen unter dem Schutze französischer Soldaten.“ Er führte die Herzogin wieder zu einem Sessel. Sie war bleich und zitterte heftig. Die Aufregung und die Qualen, welche sie im Versteck erduldet hatte, nicht die Furcht, machten sie fast ohnmächtig. „General, ich habe die Pflicht einer Mutter erfüllt, welche ihrem Sohne sein Erbtheil zurückerobert wollte,“ mit diesen Worten sank sie zusammen. Mühsam erhobte sie sich, um für ihre Freunde zu bitten. Bald darauf erschien Herr Duval. Er näherte sich der Herzogin, den Hut auf dem Kopfe, fixirte sie scharf, sagte dann: „Nichtig, das ist sie!“ und verließ das Zimmer. Es erfolgte nun eine Hausjuchung nach Papieren, die Herzogin rief ihre Freunde herbei, Szenen der höchsten Aufregung fanden statt, und in den Straßen drängte sich die Volksmenge. Das Schicksal Maria Karolina's fand die regste Theilnahme, sie war eine Märtyrerin in den Augen der Bevölkerung von Nantes. Dermoncourt reichte ihr den Arm. „Wir müssen das Haus verlassen,“ sagte er. „Wohin führen Sie mich?“ „Zuerst in das Schloß, dann —“ „Nach Blaye in die Gefangenschaft?“ Dermoncourt schwieg. „Meine Freunde,“ rief die Herzogin, „gehen wir!“ Als sie mit Dermoncourt durch das Mansardenzimmer schritt, blickte sie noch ein Mal auf den Kamin. Das Feuer war verlöscht, die Platte, welche den Eingang zum Versteck bildete, stand noch offen. „General,“ sagte sie lächelnd, „wenn ich nicht gefürchtet hätte, das Schicksal des heiligen Laurentius erleiden zu müssen, Sie würden mich nicht an diesem Arme in das Gefängniß führen.“ Als sie, in ihren Mantel gehüllt, auf die Straße trat, präsentirten die Soldaten, ein Gemurmel des Mitleidens, der Theilnahme flog durch die Volksmenge. Nur kurz war der Weg von dem Hause der Duguignys bis zum Schlosse. Als Maria Karolina dort ankam, war es die eilfte Mittagsstunde.

Die Haft im Schlosse und später ihr Gefängnißleben in Blaye beugten sie nicht, und wenn der Gedanke an den unwürdigen Verrath eines von ihr mit Wohlthaten Bedachten auch schwer auf Maria Karolina lastete, so hoben doch die vielfachen Beweise von Treue und Anhänglichkeit die gebeugte Stirn mächtig empor. Das Ministerium vom 11. October hatte schnell genug einen Verräther dinge können, aber es war nicht reich genug, um die Treue zweier armen Mägde aus der Vendée zu erkaufen. Die politische Laufbahn der Herzogin Maria Karolina hat — das ist nicht zu leugnen — keinen Abschluß gefunden, der des Vorausgegangenen würdig gewesen wäre. Aber immerhin wird der Energie, der Ausdauer und dem Muth einer Frau, einer Mutter, die für ihres Sohnes Zukunft kämpfte, litt und unterlag, die gerechte Anerkennung nicht verjagt werden können. „Hâte-toi de jouir, maudit! et sans relâche — marche et qu'en te voyant, on dira: c'est ce lâche,“ sagt Victor Hugo in seinem Schmahgedichte gegen Simon Deutz den Verräther. [2021]

Wirthschaftsplaudereien.

Zur Wiener Küche. Die Wiener Küche ist eine gute Küche. Das ist für mich, was die Gelehrten — glaube ich — ein Axiom nennen. Deshalb kann die Redaction des Bazar immerhin zu ihren bösnischen, italienischen, polnischen, ungarischen Recepten auch einige Wiener Leib- und Nationalgerichte nehmen. Denn wenn man mir etwa entgegenhalten wollte, daß diese Gerichte unserer „Speiszeteln“ in jedem deutschen Kochbuch verzeichnet und in hundert anderen Städten an der Tagesordnung seien, so sage ich, daß Kochen und Kochen ein Unterschied, und z. B. das „Bachhändel“ einer Wienerin das Bachhändel par excellence ist. Um mit der Suppe anzufangen, nenne ich eine **Lobersuppe**. Hierfür kochen wir 1/2 Pfund Kalbs- oder Ochsenleber in gewöhnlicher Bouillon ab und reiben sie fein auf dem Reibeisen. Schmalz und Butter lassen wir dann zusammen in einem Pfännchen heiß werden, geben die Leber, etwas mit Mehl bestäubt, hinein und lassen sie ein wenig dünsten. Hat man sodann dies Alles in die Bouillon gethan, wird letztere durch das Haarfeß passirt und mit in Schmalz ausgebackenen Weißbrotschnitten (Croutons) angesetzt. Schwieriger ist schon ein **Strudelteig** zu bereiten. Machen wir z. B. einen **Chocoladestrudel**. Ein Pfund guten Mehls wird auf das Brett

gestreut. Zunächst nehmen wir zwei Drittel davon, machen in der Mitte eine Höhlung, geben etwas Salz und das Weiße von zwei Eiern daran und bereiten mit lauwarmem Wasser (etwa so warm wie frischgemolzene Milch) einen weichen Teig, der gerade haltbar, aber nicht fest ist. Vom übrig gebliebenen Mehl mengt man hinzu, aber nicht zu viel, verarbeitet tüchtig den Teig, d. h. knetet ihn wie gewöhnlichen Rodelteig, bis er Blasen bekommt, streut noch etwas Mehl auf das Brett, formt eine Art Halbkuugel aus dem Teig und stürzt eine warme (doch nicht zu warme) Terrine darüber. Hat er so eine halbe Stunde „gerastet“, wie es in der Wiener Küchenprache heißt, so legt man ihn auf ein ausgebreitetes reines Tisch Tuch, wälzt ihn mit dem Rodelwaller und zieht ihn vorsichtig nach allen Seiten aus. Vier Hände thun dies besser, als zwei. Auch achtet man darauf: Je feiner der Teig, ohne zu zerreißen, wird, desto besser wird auch der Strudel. Die Enden schneidet man ab. — Vorher schon habe man die Farce bereitet. Sie besteht aus 1/4 Pfund geschwellten Mandeln, 1/4 Pfund Chocolate und 1/4 Pfund Butter; dies Alles muß fein gestoßen sein und wird nun zusammen über den Teig gestreut, nachdem man denselben mit zerlassener Butter bestreicht. Dann facht man das Tisch Tuch an zwei Enden und rollt den Strudel zusammen, um ihn nunmehr, sei es in Franz- oder schneidenschnurformiger Gestalt, in eine gut mit Butter ausgestrichene Pfanne zu legen, worin er bei mäßiger Hitze und unter zeitweiligem Begießen mit etwas Milch gar gebacken wird. Die Sauce kann nach Bedarf mit Milch verlängert werden; auch köstet man dazu noch etwas Vanille und quirlt sie mit den 2 übrig gebliebenen Eidottern ab. — Der hier beschriebene Strudel reicht für 6 bis 8 Personen.

Noderln und **Knödel** klingen dem sprachstrenge Norddeutschen vielleicht etwas komisch, aber sie schmecken gut. Erstere, die Noderln, können wir aus dem abgesehenen Rande des Strudelteiges machen, nur müssen wir ihn sofort in Milch legen, damit er nicht hart werde. Mit etwas Milch und einem ganzen Ei gut abgerührt, gibt er dann die wohlgeschmeckenden Noderln (Nöschchen) für die Suppe. Was die zahlreiche Familie Knödel betrifft, so sind die Semmelknödel am einfachsten herzustellen. Aber um so mannichfacher verwendbar, denn man kann sie ebensowohl in die Suppe, wie mit Pflanzenöl oder zum Braten geben. Als Speise für Kinder ziehe ich sie selbst den Kartoffeln vor. Vier Semmeln geben zehn Knödel; man schneidet erstere in kleine Würfel und erweicht sie alle gleich fehr in einem halben Seidel Milch (1/2 Quart preuß.), die man mit zwei Eiern abgequirlt hat. Ein Stückchen Schmalz (etwa in Größe eines Taubeneies) läßt man heiß und feingehackte Zwiebel darin gelb werden und thut Beides dann ebenfalls an die Semmelwürfel, wonach das Ganze gut zusammengerrührt und mit einem Büffel Mehl und etwas Salz gebunden wird. Nun formt man zehn Kugeln daraus und kocht diese in siedendem Salzwasser. Wann die Knödel sich drehen, sind sie gut. Der Wiener sagt: Der Knödel, an die Wand geworfen, muß wieder zurückspringen.

Wollen Sie einen Braten zu den Knödeln? Da wäre z. B. der **Mosbraten**. Ein Lungenbraten (filet de boeuf) wird gehörig geloscht und gefaselt, das überflüssige Fett fortgeschritten. Dann legt man den Braten in eine Pfanne mit gut schließendem Deckel und gibt 2 Maß (2 preuß. Quart) Mehl, Citronenschalen, 4 Datteln und ganzen, d. h. nicht gepulverten Caneel oder besser Zimmt hinzu. Wohl verdeckt, wird er Jobann so lange gedämpft (geschmort), bis er weich ist, und der Sud eine kurze Sauce bildet. Letztere wird durchgeseiht und über den Braten gegossen.

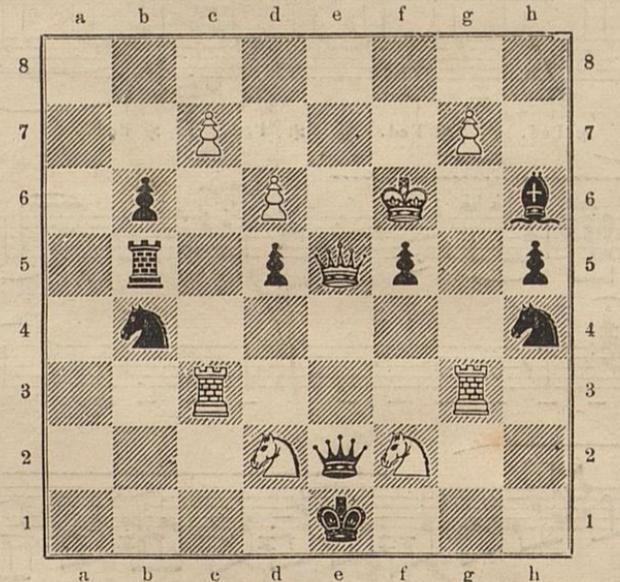
Der Stolz und Triumph der Wiener Küche aber sind und bleiben unsere **„Bachhändel“**. Wir nehmen dazu nur ganz junge Hühner (Küden), die gepulst, abgenommen, gewaschen, in vier Theile geschnitten und gelaschen werden. Jedes Stück wird vorerst ganz in Mehl eingehüllt und jobann in Eier getaucht, die man abgeseiht, d. h. deren Weißes und Gelbes man gut vermischt hat, zuletzt in feiner Semmelkrume gewälzt. Nun wird Schmalz aufs Feuer gesetzt und zwar 3 Theile Schweinefett und 1 Theil Rinderfett oder Butter. In dem zerlassenen heißen Fett dann bäckt man die Hühnerchen, doch muß von erstem die Pfanne so viel enthalten, daß die Hühnerfüße darin schwimmen. Die düstigen, zarten, schön goldbraunen Hühnerchen serviren wir am liebsten mit grünen Schoten (Erbsen).

Wir haben übrigens noch eine Gloria, das heißt, einen Kaffee, **Königs-kaffee** oder **Gloria** genannt. In eine halbe Tasse starken, gut gezuckerten Kaffee gießt man über den Rücken eines Kaffeefäßes alten Cognac, bis die Tasse voll ist; aber so behutsam gieße man, daß Kaffee und Cognac sich nicht vermischen. Nun zündet man den Cognac an und läßt ihn ausbrennen, und dann erst wird umgerührt. Das ist freilich ein Getränk nur für Herren! Uebrigens habe ich mir sagen lassen, daß man den Kaffee überhaupt in Defterreich, Ungarn, Böhmen u. s. w. besser kochte, als im Norden. Wir verwenden wohl mehr Zeit und Sorgfalt darauf. Auf eine Tasse rechnen wir ein Loth, der Kaffee wird jedes Mal frisch gebrannt und gemahlen, und zwar ein Gemisch von braunem Java und Mokka. Das Ausgießen geschieht vorsichtig langsam mit siedendem Wasser, und alle Sorgfalt wird verwendet, daß von dem Aroma Nichts sich verflüchtigt, weshalb man nicht nur den Deckel der Maschine oder des Trichters nach jedesmaligem Aufguss wieder verschließt, sondern auch den Schnabel der Kaffeetaube mittelst eines Papierpfropfens verstopft. Die Milch oder Sahne wird ebenfalls stets frisch getocht und heiß dazu gegeben. Viel Kaffee, wenig Wasser, ist unser Grundsat.

[2022] Eine Wienerin.

Schach-Aufgabe. Nr. X.

Von S. Loyd in New-York.
Liebe.
Schwarz.



Die Stellung bildet ein Herz.
Weiß setzt in drei Zügen matt.

Logogryph.

Rastlos durchtön' ich die Welt auf lustigen Schwingen des Windes;
Was dein Ohr auch vernimmt, immer bin ich's allein.
Nend're ein Zeichen mir um, so bin ein gefallener Held ich;
Für das Vaterland floß einstens im Kampfe mein Blut.
Tüge zwei Zeichen hinzu, ein gewaltiger Dichter dann bin ich;
Selbst gab Phoebus Apoll mir in die Locken den Kranz.

Auflösung des Räthfels Seite 184.
„Der Schatten.“

Correspondenz.

- A. auf Schl. S.** Wir beginnen in der nächsten belletristischen Nummer mit der Veröffentlichung einer längeren, ergreifenden Novelle von J. Turgeniew.
- Marie F.** Wir bringen keine Inserate.
- Dornröschen am Elbufer.** „Der mündliche Vortrag“ von W. R. Venedig (durch jede Buchhandlung zu beziehen).
- A. M. Grobenau.** Verzeihen Sie uns eine indiscrete Frage: Wollen Sie Ihr blondes Haar „hübsch braun“ färben? Mögen Sie genannten Haarfärbewasser und Kirschbrome, welche unser Verleger diesen Dingen empfiehlt, noch so vortrefflich sein, so halten wir doch für, daß die natürliche Farbe des Haars immer die schönste ist, roth oder schwarz, blond oder grau.
- Nelly F. in W.** Es ist doch ein Portraitalbum? Also „Besser ein Porträtalbum, — Als in der Ferne zwei oder drei.“ Ober: „Die Frau Schein, — Der reizt und schwindet, — Die Form ist Sein, — bleibt und bindet.“
- Vier Wiesensblümchen.** Gute neue Gesellschaftsspiele zu bringen, ist schwere Aufgabe, doch hoffen wir, sie auch in diesem Jahr wieder zu M. v. S. fragt uns, ob man vom Eßig bleich werde, und wie Spiritus das Blut wirke? Wir müßten roth werden, wenn wir eine solche Frage beantworteten, solcher verkehrten Eitelkeit Vorstoß gebührend Danken Sie dem Himmel, wenn Ihr Gesicht die Farbe der Gesundheit trägt.
- Clara in Oberschlesien.** Auf unsere Notiz in der Correspondenz Seite 184 erhielten wir von mehreren Seiten die Mittheilung, daß am 1. und auch anderwärts, z. B. in Stettin, gebräuchte Briefmarken Missionszwecken gesammelt werden. Ein Vermittler dieser Art haben wir uns genannt worden, und steht seine Adresse auf unserer Anfrage zur Verfügung.
- Abonentin in der Neumark.** Schmetterlings-sammlungen schätzt man Insecten und Wärmern durch Kampher, den man in Petroleum auflöst hat.
- Trene Verehrerin.** Bazar 1870, Seite 168.
- Zwei Abonentinnen in Dresden.** Das können wir nicht verprechen.
- M. v. S. in G. bei T.** Verzeihen Sie die nachgehend genannten Namen des Bazar durch eine Buchhandlung: Nr. 39 und 47 d. J. Nr. 11 d. J. 1870. Das zur Färbegut erforderliche Material ist bei C. A. König, Berlin, Jägerstr. 23.
- K. in G.** Wir rathen, den Stoff persee oder rotzbraun (surgunder) färben zu lassen.
- Abonentin in S.** Leider läßt sich Ihr Wunsch jetzt nicht erfüllen. Die Dingshirm brachten wir auf Seite 38 und 39 d. J.
- F. G. Soran.** Talma's von schwarzem Sammet werden vielfach getragen, doch dürfte es nicht zu empfehlen sein, einen solchen mit Angorawolle zu belegen.
- M. B.** Zu einer eleganten Sommertoilette für ältere Damen ein Jagonhut; der runde Hut ist denselben nur für Morgentouletten für den Aufenthalt auf dem Lande gestattet.
- N. A.** Wir schlagen Ihnen vor, weißen oder farbigen Mull, Gaze de Indes, Gaze Grenadine oder ähnliche leichte Stoffe zu wählen. In betreff der Umhänge für junge Damen verweisen wir Sie auf die Mittheilungen Nr. 41 und 42, Seite 25, sowie Nr. 67 bis 68, Seite 27 d. Bazar.
- Abonentin C. in M.** Wenden Sie sich an das Magazin von S. G. in Berlin.
- Louise B. in Th. Wein.**
- Abonent F. T. d. W. in Wien.** Vielleicht gefällt Ihnen das Bild Abbildung Nr. 65 auf Seite 106 des Bazar 1869.
- A. B. in M.** Sie werden wohlthun, die Stihlangen für Canarienvogel zur Hälfte von der Dicke eines kleinen Fingers, zur anderen Hälfte doppelter Stärke zu wählen. Die Stangen dürfen nicht glatt sein, sie auch nicht allzu rauh. Dünne Springhölzer verursachen häufig Krampf, glatte machen es dem Vogel schwer, sich festzuhalten. Die wohlthunlichen Messingglockenbauer taugen Nichts, sie sind zu eng und nicht oft ist Grünspan die Ursache vom Tode des Vogels.
- L. N. in N.** Die Erkrankung des Gummibaums, wegen welcher Sie uns befragen, wird durch eine Milbe Tetranychus Telarius L. hervorgerufen. Das etwa 1/2 Linie große gelbliche Insect ist am besten durch Abwaschen der Blätter mit folgender Abkochung zu vertreiben: Man nimmt 1/2 Loth feinstes Insectenpulver, übergießt dasselbe mit kaltem Wasser und verbindet diesen Auszug auf 1/2 Loth mit dem doppelten Menge Wasser in einem wenig grüne Seife auf und läßt endlich beide Flüssigkeiten durcheinander. Nach dem Erkalten man mit einem Schwämmchen die Blattunterseiten des Gummibaums besonders sorgfältig die Gegend um die Mittelrippe des Blattes, dem Eintrocknen der Flüssigkeit wäscht man die Blätter mit kaltem Wasser nach. Der Gummibaum darf während dieser Zeit nicht zu trocken und trocken stehen. Sobald die Temperatur im Freien 8 bis 10 übersteigt, öffne man während des Tages das Fenster und bespreige den Abend die Blätter leicht mit einer feinen Brause.
- L. M. geb. F. in N. b. S.** „Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Alter bis zur Reife.“ Ein praktisches Buch für deutsche Frauen von med. Hermann Klenke.“ (Leipzig, Verlag von Ed. Kummer 1869.)
- S. in B.** Bazar 1869, Seite 216.
- Trene Verehrerin in B.; junge Abonentin in G.; Blümchen in G. A. B. in M.** Bazar 1869, Seite 36, sowie die „kosmetischen Briefe“ Bazar 1870, Seite 19 und 102.
- Zwei j. Gr. in U.; J. v. W. Rheinpreußen; Abonentin in H. burg; vier junge Damen in Wien; Crocodil.** Wenden Sie sich an E. Grüne, Berlin, Französische Straße.
- Th. S. in Str. und Abonentin in W.** Die gewünschte Abreise des Arztes werden wir Ihnen direct übermitteln.
- Abonentin in Graz.** Zürich!
- Verschiedene Abonentinnen und Leser** haben Fragen an uns gerichtet, die bereits in früheren Nummern beantwortet worden sind. Wir weisen daher: **C. Vergano** auf Seite 120 im Bazar 1870; **C. v. N. in B.** Seite 298, Bazar 1869; **junge Frau in Br.** Seite Bazar 1869; **Verehrerin in Glogau** Seite 120, Bazar 1869; **N. R. Seite 88, Bazar 1870; Loidoista in N. Schl.** Seite 362, Bazar 1869; **Witzweibliche J. S.** Seite 36, Bazar 1870; **C. S. in G.** Seite 362, Bazar 1869; **M. S. in H. Westpreußen.** Seite Bazar 1869.
- Abonentin im Norden.** Das beste? Das ist schwer zu sagen. Muséum Familles und London Society oder Cassel's Magazine dürften zu erwählen Zweck am geeignetsten sein.
- L. in W.** Wir werden über das Buch von A. Maas demnächst einen Artikel bringen.
- leb.** Sie finden die gewünschte Auskunft in jedem Conversationslexikon z. B. in Pierer ganz ausführlich.
- L. B. Wien.** J. C. F. Schwarze, Berlin, Leipzigerstraße Nr. 112. Josefina in Wi...a. Wir haben nichts Näheres erfahren können. Je falls ist Vorsicht zu empfehlen.
- Tante W.** Ruderarmel — mit Einweiß vermischt Zuder.
- L. G. in Dresden und A. v. L. N. b. P.** Bischische und Köder Leipzig, Königsstraße.
- Hausfrau in Ratibor.** Was ein Olla nach unserem Gewicht, steht je Kammer bei den betreffenden Recepten angegeben. 1 Olla = 27 1/2 sches Hüllpfund oder 2 1/2 Wiener Pfund.
- L. in W.** Das sind nicht Cousins und Cousinen, sondern Nessen und Neffen zweiten Grades.
- A. B. München.** Briefe poste restante schicken wir nach den gemachten Erfahrungen nicht mehr ab.
- S. N. in B.** Eine Fabrik von Blumentörben aus farbigem Milchglas, uns nicht bekannt.
- Molly und Fini; D. M.; A. P. in W.** Die beste Auskunft gibt jede Buchhandlung.
- Esperance.** Wir haben ja längst andere, größere Lettern.
- Clothilde.** Lesen Sie die genannten Bücher, sie sind empfehlenswerth.
- S. in S.** bittet um Adressen von härteren Handelsgärtnern. Wir veröffentlichen keinen Namen.
- Vieljährige Freundin des Bazar.** Man trägt sowohl anschießende, als auch fadefärbende Paletots, mit engen oder weiten Ärmeln. Sammet paletots sind meist mit Spitze garnirt.
- Marie W. in P.** Das gutticht angegebene Teintmittel, bestehend aus 1/2 Loth Borax, 1/4 Loth Pottasche und einem haefelnusgroßen Kampher (besser nimmt man wohl ein Loth Kampherspiritus) in 2 Wasser gelöst, ist uns bekannt und gegen Mitesser. Kleine Gesichtsflecken zc. auch ganz empfehlenswerth. Milionsse ist eine sehr concentrirte Auflösung von Pottasche und Borax in parfümirtem Wasser. Ausmerksel'sche Waschwasser, eheben ein berühmtes Geheimmittel, Anwendung gegen unreinen Teint auch wirklich dienlich, besteht aus Theil Schwefelsäure, 2 Th. Kampherspiritus, 3 Th. Glycerin, 3 Lavendelspiritus, 4 Th. Eau de Cologne und 64 Th. destillirtem Wasser.
- L. in L.** Das Pariser „Eau d'orange“ ist, so viel uns bekannt, ein dünntes „Wasserstoffsuperoxyd“ und unschädlich für die Haare, denn es ändert nicht die frühere Farbe wiedergibt; es vermag nur dunkle Haaren eine helle Färbung zu gewahren.